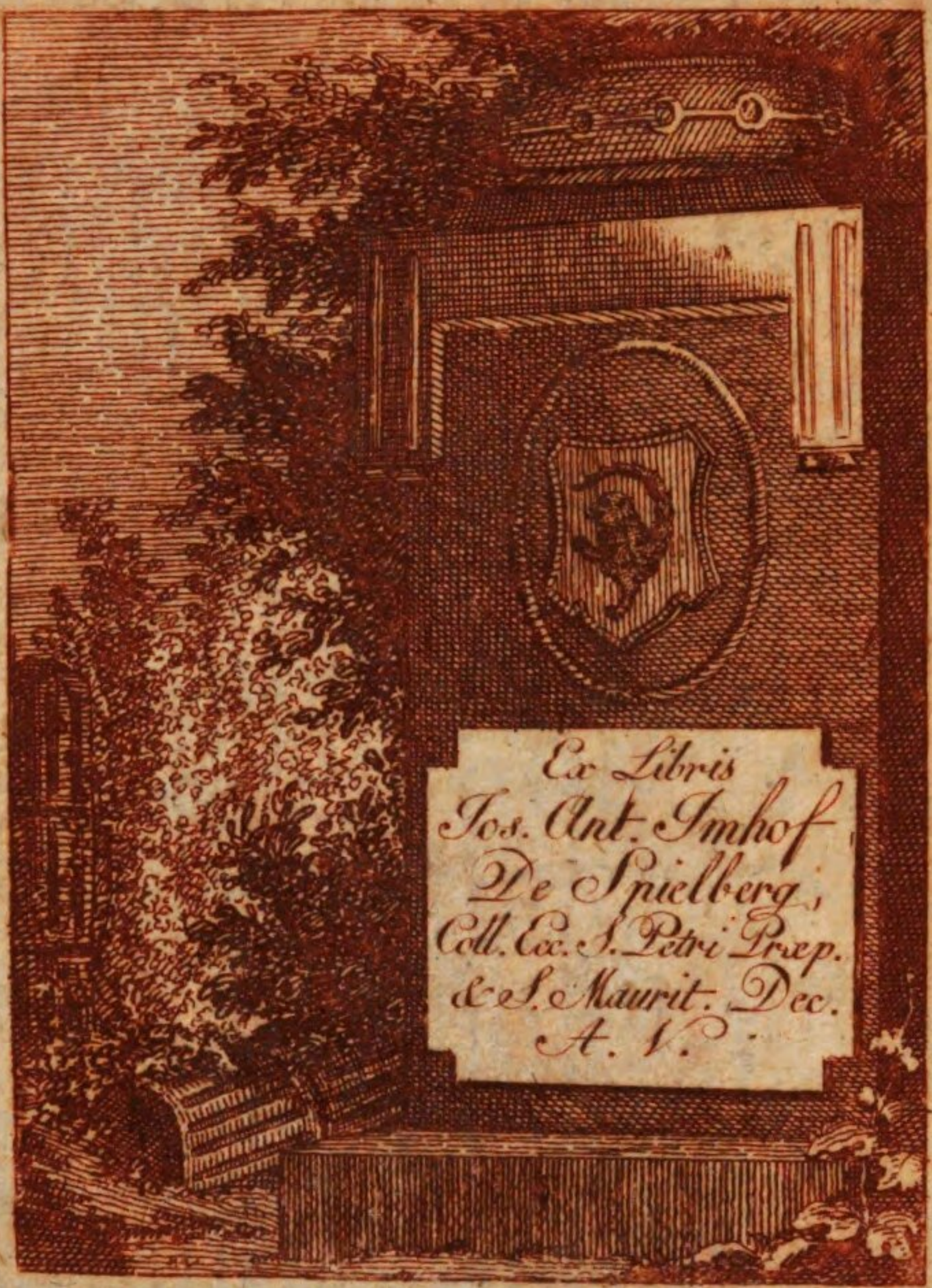




*Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Eccl. S. Petri Præp.
& S. Mauriti. Dec.
A. V.*



LD 5886

76

SAMMLUNG

DER

VORZÜGLICHSTEN WERKE

DEUTSCHER

DICHTER UND PROSAISTEN.

LXXVI. BAND.

ZAMMELUNG

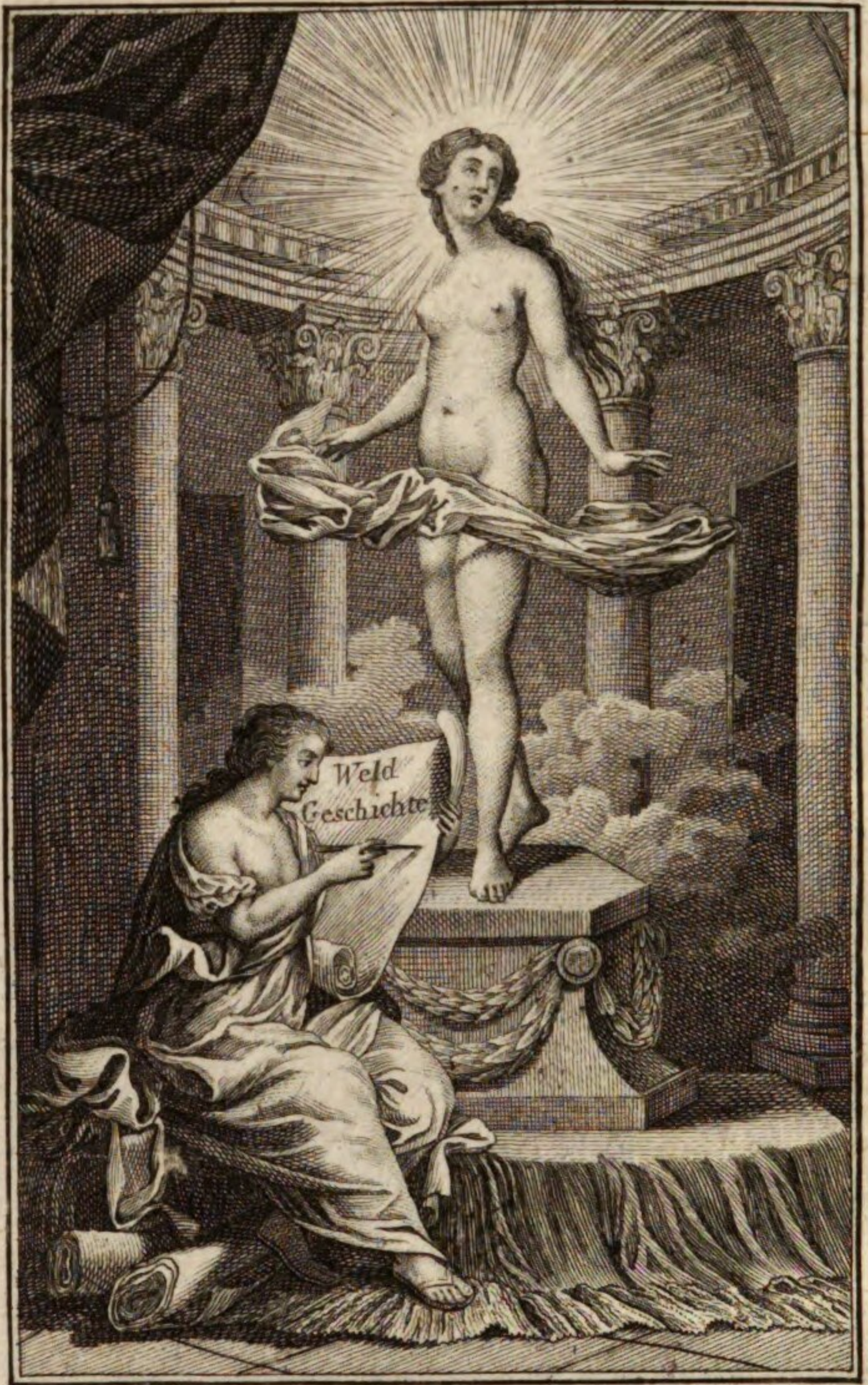
1844

KONIGLICHES MUSEUM

DEUTSCHER

DICHTER UND PROSAISTEN

LEZVI BOND



C. Sambach del.

J. Blaschke sc.

THE ANTS

W. L. K. E.

THE ANTS

THE ANTS
W. L. K. E.
THE ANTS



WIELANDS

WERKE

XXVIII Theil.

WIEN

BEI F. A. SCHRÄMBL.

MDCCCL.



SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

XXIX. B A N D.

W I E N.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÄMBL.

1 8 0 1.

EXAMINER W. F. R. E.

1801

C. M. WIELAND.

XXX. B. V. D.

W. F. R. E.

EXAMINER W. F. R. E.

EXAMINER W. F. R. E.

1801

VERMISCHTE
PROSAISCHE AUFSÄTZE.

II. B A N D.



W I E N.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÄMBL.

1 8 0 1.

VERMISCHT

PROSODISCHE AUSTAUSCH

H. B. A. N. D.

WIEN.

GEDECKT UND VERLEGT

DEY F. A. SCHNÄMBL

1801

INHALT.

1.

Briefe an einen Freund über eine Anekdote aus J. J. Rousseaus geheimer Geschichte seines Lebens. S. 1.

2.

Freymüthige Gespräche über einige neueste Weltbegebenheiten, gehalten im Jahre 1782. S. 103.

3.

Patriotischer Beytrag zu Deutschlands höchstem For, veranlaßt durch einen unter diesem Titel im Jahre 1780 im Druck erschienenen Vorschlag eines Ungenannten. S. 203.

I N H A L T

Uebersicht eines neuen über eine neue
 Geschichte des J. J. Horstmanns Geheimen Ge-
 schichtes seines Lebens. S. 1.

Uebersicht der Geschichte über einige neue
 Geschichte des J. J. Horstmanns, gehalten im
 Jahre 1782. S. 109.

Uebersicht der Geschichte des J. J. Horstmanns
 höchsten Hof, verfaßt durch einen
 unter diesem Titel im Jahre 1780 im
 Druck erschienenen Vorschlag eines La-
 genannt. S. 209.

B R I E F F E
A N E I N E N F R E U N D
Ü B E R
E I N E A N E K D O T E A U S J . J . R O U S -
S E A U S G E H E I M E R G E S C H I C H T E
S E I N E S L E B E N S .

1 7 8 0 .

1.

Wie bald das Publikum die *Memoires de J. J. Rousseau* oder die geheime Geschichte seines Lebens, die dieser außerordentliche Mann in der Handschrift hinterlassen hat, zu sehen bekommen wird, kann ich Ihnen nicht sagen.

Ehmahls war mein Verlangen nach diesen geheimen Nachrichten so ungeduldig als das Ihrige nur immer seyn kann. Ich erwartete ein Werk von ganz andrer Wichtigkeit, als die *ἑς Εαυτον* des guten Kaisers Markus Aurelius oder Konfessionen des heiligen Augustinus. Es würde, dachte ich, wenigstens ebenso frey und offenherzig wie des weisen Narren Kardanus Buch *de vita propria*, aber um ein großes Theil erbaulicher für die gefühlvolle, und unterhaltender für die filosofische Klasse von Lesern

seyn. In der That, was könnte einen denkenden Menschen, der im ganzen Weltall nichts nähers hat, nichts größers kennt als seine eigene Gattung, mehr interessieren, als von einem Menschen wie Rousseau in das Heiligthum seiner Seele eingeführt, zum Vertrauten seines Selbstbewußtseyns gemacht, und zu den Geheimnissen eines Herzens zugelassen zu werden, das in einer Zeit, wo Tugend für die meisten ein leerer Name ist, so voll Glauben an die Tugend, in einer Zeit, wo der Witz alles zu Wahrheit oder Lüge stempeln darf, so voller Liebe zum Wahren und Guten gewesen war? Wer wollte nicht einen Mann kennen lernen, der mitten im achtzehnten Jahrhundert, mitten in Paris, den Muth hatte, mit dem Geist und der Wohlredenheit eines Seneka, ein zweyter Epiktet zu seyn—den Muth hatte, allen den Vortheilen freywillig zu entsagen, die ihm die seltensten Talente durch einige Gefälligkeit gegen den Geist und die Sitten seiner Zeit hätten verschaffen können — einen Mann, der es wagen durfte, sich allen Folgen der Paradoxie auszusetzen,—in einem Zeitalter, wo ein

freyer, wahrer und guter Mensch das größte Paradoxon ist; wo konventionelle Begriffe alles entscheiden; wo sogar Augen und Ohren bestochen sind, immer auf die Seite der Mode zu stimmen, und nichts für schön gilt weil es schön ist, sondern weil es für die nächsten acht Tage dazu erwählt ist; kurz, wo reine Wahrheit, reiner gerader Menschensinn, dem feinem Theile der Welt oft lächerlich, immer anstößig ist.

Wer sollte nicht wünschen, diesen Mann so genau als möglich kennen zu lernen, der, ohne jemand zu beleidigen, noch etwas von den Menschen zu verlangen unter denen er lebte, bloß dadurch mit jedermann in Kollision kam, weil er nach seinem eignen Herzen lebte und nach seiner innern Überzeugung schrieb; einen Verehrer des Christenthums, den alle Religionsparteyen von sich stießen; einen Philosophen, der allen Philosophen, einen frey denkenden Mann, der allen Freygeistern, einen frommen Mann, der allen Andächtigen verhaßt war? Einen Mann, den alle Welt viele Jahre lang verfolgte, ver-

lästerte, verdamnte und verbannte, ohne einen andern Grund angeben zu können, als weil er in seinem Leben das war, was man nun nach seinem Tode bewundert, und was sein Andenken jetzt selbst der Nation, die ihn einst verbannte, ehrwürdig macht? Kurz, einen Mann, den man vor zehn Jahren gekreuzigt haben würde, wenn Kreuzigen noch Mode wäre, und zu dessen Grabe man jetzt wallfahrtet?

Wer wollte einen solchen Mann nicht kennen lernen? nicht von ihm selbst hören, mit was für Anlagen, durch was für Umstände, durch welche Stufen und geheime Entwicklungen, mit welchen Gefahren, Aufopferungen, Kämpfen, Abwechselungen von moralischem Gewinn und Verlust, und so weiter, er das geworden, was er war? Wie lehrreich, wie interessant muß es seyn, diesen Mann seinen Zeitgenossen und allen folgenden Jahrhunderten, mit jener ihm so ganz eigenen Freymüthigkeit, mit jener alle Eitelkeit und Selbstheit überwiegenden Wahrheitsliebe, die geheime Geschichte seines Lebens, das zarte Gewebe der

Entwicklungen seines Geistes und Herzens, die unverfälschte Geschichte seiner Erfahrungen und Wahrnehmungen, seiner Verirrungen, Fehler und Tugenden, seiner Leiden und Freuden, kurz, die Geschichte nicht dessen was erschien oder gern gewesen wäre, sondern was er wirklich in seinem eignen Bewußtseyn war, erzählen zu hören!

So dacht' ich ehmahls, und hätte gern alle filosofischen Werke des letzt verwichenen Jahrzehends darum gegeben, Rousseaus Memoiren nur Einen Tag früher lesen zu können.

Aber, ich gestehe Ihnen unverhohlen, seitdem ich die unselige Anekdote von J. J. Rousseau im ersten Stücke der Efemeriden der Menschheit vom Jahre 1780 gesehen habe, hat sich meine Ungeduld mächtig abgekühlt; und ich fürchte mich jetzt, aus aufrichtiger Theilnehmung an der Ehre der Menschheit, vor der Bekanntmachung der geheimen Beichte, welche dieser außerordentliche Mensch von seinem Leben hinterlassen haben soll, eben so sehr, als ich solche

vormahls beschleunigt zu sehen wünschte. Welch eine Anekdote, großer Gott! Und was wird aus dem moralischen Nutzen der Schriften und des Beyspiels des weisesten und tugendhaftesten Mannes unserer Zeit (wofür ihn so viele gehalten haben) werden, wenn er uns — (wie nach einer solchen Probe nur allzu sehr zu besorgen ist) — noch mehr dergleichen geheime Geschichtchen zu vertrauen hat!

Wem kann die Beschaffenheit der menschlichen Natur so unbekannt seyn, daß er nicht voraus sehen sollte, was die Folgen dieser Anekdote bey dem größern Theil der Leser, zumahl der jungen Leser, der Rousseauischen Schriften seyn müssen? Die Menschen sind nun einmahl so gemacht. — Der reiche Seneka, der, mit dem Vermögen eines Generalpachters, verächtlicher vom Reichthum spricht als Epiktet selbst, wird uns nie überzeugen; und der Mann, von dem man weiß, daß er sich von einer unzüchtigen Dirne los geschworen hat, wird nie mit Frucht von der Keuschheit predigen. Wir wollen, daß der Lehrer der Tugend selbst untadelig sey. Wir verzeihen ihm (und auch

dieß nicht gern) Schwachheiten, Übereilungen, Mißstritte: aber es giebt Laster, deren uns kein guter Mensch fähig zu seyn scheint; und der widrige Eindruck, den eine überlegte, mit Falschheit und Grausamkeit verbundene Schandthat auf das allgemeine natürliche Gefühl macht, ist unauslöschlich.

Um wie viel stärker muß dieser Eindruck erst seyn, wenn die schwarze That in einem Alter begangen wurde, wo die Menschen sonst am besten sind; wo das Herz am weichsten, das Gefühl am zartesten ist, und alle Triebe, die unsrer Seele zu Wächtern und Schutzengeln ihrer Unschuld gegeben werden, noch mit ihrer ursprünglichen vollen Kraft wirken! Wer in diesem Alter einer überlegten Bosheit, einer Lüge, von der er weiß daß sie einen Unschuldigen unglücklich machen wird, fähig ist, ist ein hassenswürdiges Geschöpf. Das allgemeine Menschengefühl spricht das Urtheil über ihn, daß er ein äußerst bösartiges Herz haben müsse; man fühlt sich geneigt, ihn, um einer einzigen solchen Handlung willen, der Giftmischerey, des Vaternords und jeder

andern Unmenschlichkeit fähig zu halten; und von diesem Augenblick an ist es um alles moralische Gute geschehen, das ein solcher Mensch, als Schriftsteller, als Sittenlehrer, als Zeuge und Beyspiel der Wahrheit und Tugend, hätte wirken können.

Ich frage einen jeden, der sich von seinen eignen innersten Gefühlen Rechenschaft geben kann—wenn er sich zum Beyspiel den Sokrates von Jugend an als den weisesten und tugendhaftesten Mann seiner Zeit gedacht, und sich (wie bey den meisten, die einige Erziehung genossen haben, der Fall seyn wird) an diese Vorstellungsart nun einmahl gewöhnt hat—ich frage, wie wird ihm zu Muthe, wenn er liest: „Der Fysionomist Zopyrus—als er (ohne zu wissen, daß der Mann, den er vor sich hatte, Sokrates war) befragt wurde, was er, nach seiner Fysionomie, von ihm halte?—habe geurtheilt, daß er ein der Unzucht und dem Trunk ergebnes Brutum sey“?

Die Rede ist hier nicht, ob und wie fern aus dieser Anekdote Einwürfe gegen die

Zuverlässigkeit der Fysionomik gemacht werden können? — sondern bloß davon: ob nicht bey jedem, der die besagte Anekdote in seinem *Cicero* (*de Fato* c. 5.) oder anderswo gelesen hat, sogleich eine widrige unangenehme Empfindung und der Gedanke entstehe: „Es sey nicht wahr! Sokrates könne nicht so ausgesehen haben; Zopyrus habe sich entweder schlecht auf die Fysionomik verstanden; oder die ganze Erzählung sey eines von den albernen Märchen, deren das lügenvolle Griechenland so viele auf Unkosten ihrer Weisen ausgeheckt hat“. — Und ich frage ferner: ob nicht die Antwort, welche Sokrates (nach dem Zeugnisse des Philosophen Alexander von Afrodiasias) gegeben haben soll: „er sey alles das, was Zopyrus von ihm sage, von Natur gewesen, und bloß durch die Philosophie zu einem bessern Manne gemacht worden“, einen noch widrigern Eindruck auf uns macht, als selbst das fysionomische Urtheil des Zopyrus? Ob es uns nicht unangenehm und beynahe unmöglich ist, uns den Sokrates als einen Mann zu denken, der von Natur, und wenn ihn die Zauberin

Filosofie nicht umgeschaffen hätte, ein viehischer Kerl gewesen wäre?—Oder, falls wir uns genöthigt sähen, die historische Wahrheit der Erzählung anzuerkennen, ob Sokrates durch dieses Geständniß nicht einen großen Theil unserer Achtung und unsers Glaubens an seine Tugend verlieren würde? Und gleichwohl sind die natürlichen Laster, zu denen er sich vermöge dieser Anekdote bekannt haben soll, nicht (wie jenes dessen sich Rousseau selbst anklagt) von der schwarzen Art, die unsern ganzen innern Menschen empört, und uns an einem Wesen unsrer Gattung so unnatürlich dünkt, daß wir sie nur mit einer durchaus böartigen teuflischen Natur ohne Mühe zusammen denken können!

Ich gestehe Ihnen, daß ich mich mit dieser Vorstellung, beym ersten Anblick der Rousseauischen Anekdote, in eine Verlegenheit gestürzt sah, aus der ich mir nicht anders zu helfen wußte, als —daß ich mir die Wahrheit der That geradezu wegläugnete. „Es kann nicht wahr seyn, rief ich, und ich will es nicht

glauben, wenn auch zehn tausend Zeugen aufträten, und es aus Rousseaus eigenem Munde gehört zu haben versicherten"!

Allein dieser Unglaube war am Ende doch ein zu schwacher Behelf, als daß ich, bey etwas kühlerm Blute, mich nicht genöthigt fühlen mußte anzuerkennen, es könnte doch wahr seyn, und „der merkwürdige Reisende“, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens „ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtung ist“, könnte doch wohl Glauben verdienen, wenn er versichert, diese häßliche Anekdote in den Rousseauischen Memoiren selbst gelesen zu haben—und er verdiene wirklich um so mehr Glauben, da es ihm Anfangs damit ergangen war wie mir auch, und „sein Herz sich bey Erzählung dieser Anekdote so empörte, daß er sich geneigt fand, sogar die Existenz der Memoiren zu bezweifeln“.

Sie begreifen nun leicht, wie mir werden mußte, da ich mir den einzigen Ausweg abgeschnitten sah, auf dem ich

der abscheulichen Association zweyer so unverträglicher Ideen, wie Rousseau und ein Bösewicht, entfliehen konnte. Die Traurigkeit, die mich überfiel, hatte etwas schmerzhafteres als ich Ihnen zu beschreiben im Stande bin. Nicht als ob es mir just um J. J. Rousseau selbst so sehr zu thun gewesen wäre, mit dem ich, wie Sie wissen, niemahls in einiger Verbindung gestanden. Aber es schmerzte mich um des schwarzen Schattens willen, den es nicht nur auf die Jugendgeschichte dieses dennoch grossen Mannes, (wie ihn Herr B. der Erzähler der Anekdote, nennt) sondern auf seinen ganzen Karakter, und auf die wohlthätigsten seiner Schriften wirft. Was hilft es uns daß Rousseau dennoch ein grosser Mann war, wenn er nicht ein guter Mann war? Es kränkte mich um der Menschheit willen, für deren Zierde ich ihn gehalten hatte. Es kränkte mich, daß für die Leute, die nicht an die Tugend glauben, ein Beyspiel weniger in der Welt seyn sollte, welches sie, auch wider ihren Willen genöthigt hatte, heimlich zu glauben und zu zittern.

Nur die durch Eifersucht vergiftete Liebe hat die Art, alles begierig aufzuraffen, was den Eifersüchtigen in einem Argwohn bestärken kann, dessen Gewissheit er doch für sein größtes Unglück hält. Er fürchtet sich vor der schaudervollen Entdeckung, und hat doch keine Ruhe in seinen Gebeinen, bis er sie gemacht hat. Da dieß hier nicht mein Fall seyn konnte: so fing ich an mich auf allen Seiten nach einem Schimmer von Möglichkeit umzusehen, die That, die nun nicht länger zu läugnen war, auf eine nur einiger Maßen leidliche Art zu erklären, mir wenigstens nur in etwas begreiflich zu machen, wie ein Mann wie Rousseau, in seiner Jugend dazu habe gebracht werden können, so eine That zu begehen?

Natürlicher Weise war jetzt mein erster Gedanke, die Anekdote noch einmahl, mit kälterm Blute als es das erste Mahl möglich war, durchzulesen; und da mußte mir denn freylich in die Augen leuchten, daß der Abscheu, von dem sich das tugendhafte und menschenfreundliche

Herz des Erzählers beym Anblick einer so auffallend häßlichen Handlung durchdrungen fühlte, vermuthlich unvorsetzlicher Weise, sich in die Erzählung selbst ergossen, und daß er sie also nicht mit der philosophischen Kälte, welche Lucian mit so vielem Rechte von jedem Geschichtschreiber fordert, und die hier ganz vorzüglich nöthig war, sondern mit der Wärme eines gefühlvollen Sittenpredigers, und beynahe möchte' ich sagen, in dem Ton eines Advokaten, der die Sache des beleidigten Mädchens vor Gericht zu führen gehabt hätte, vorgetragen habe. Urtheilen Sie selbst! Hier ist die Erzählung, wie sie in den Efemeriden zu lesen ist, von Wort zu Wort.

„Rousseau entwendete in seinen jüngern Jahren einem vornehmen Manne, in dessen Hause er sich befand und zum Theil erzogen wurde, ein prächtiges mit Gold gesticktes Band. Das Band wurde bald vermißt. Man faßte Verdacht wider Rousseau; man stellte Untersuchungen an, und war wirklich so weit gekommen, es bey ihm zu entdecken. Mann stellte ihn darüber zur Rede; aber er verantwor-

tete sich mit „einer Dreistigkeit, die oft eben so gut die Larve eines sichern Bösewichts als das Geständniß der ruhigen Unschuld ist“. Rousseau schien wegen des wider ihn gehabten Verdachtes ganz befremdet, sagte mit „überzeugender Gelassenheit“ aus, er habe das Band von einem Dienstmädchen des Hauses, welches sich Mariane nannte, zum Geschenk erhalten, und bürdete also dieses Laster derjenigen auf, die er liebte, und der er das nehmliche Band zgedacht hatte, „vielleicht um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen; denn eine so lasterhafte Handlung hätte sich sonst unmöglich mit einer tugendhaften Liebe vertragen können“. Mariane wurde also des Diebstahls beschuldigt, und Rousseau „konnte so sehr Bösewicht seyn“, seine Aussage gegen sie ihr ins Gesicht zu bestätigen. „Das arme unschuldige Mädchen, das vielleicht die edelsten Empfindungen für Rousseau gefühlt hatte, stand da wie vom Blitz gerührt: ihr Gesicht erblasste, sie zitterte am ganzen

Körper; ihre Wehmuth brach in Thränen aus, ihre schluchzende Stimme stammelte einige schwache Entschuldigungen und Versicherungen ihrer Unschuld ¹⁾. Aber das half nichts. Mariane wurde verkannt. Ihres schuldlosen Herzens Äußerungen von namenlosem Erstaunen und Entsetzen wurden für untrügliche Merkmahe eines überführten und strafbaren Gewissens angenommen. Rousseau sah Marianen leiden und schwieg. Die Bosheit siegte und die Unschuld wurde gänzlich zu Boden gedrückt. Das unglückliche Dienstmädchen wurde mit Schimpf und Schande belegt, und sogleich aus dem Hause gejagt. Es hat alsdann niemand mehr erfahren, wo sie hingekommen, noch was aus ihr geworden ist".

Erlauben Sie mir zuvörderst etliche Bemerkungen über diese Erzählung und die Art des Vortrags.

1) Ein rührendes Gemählde! Aber auch alles dieß ist bey Kreaturen dieser Art oft eben so gut die Wirkung der überraschten Schuld als der verschüchterten Unschuld.

Fürs Erste fällt sogleich in die Augen, daß die Erzählung nicht ganz unmittelbar und lauter, ohne Beymischung fremder Zusätze, aus der Quelle, nemlich aus Rousseaus Memoiren selbst, geflossen. Sie ist nicht daraus abgeschrieben; sondern scheint aus einem nicht mehr ganz getreuen Gedächtniß erzählt, und schon durch mehr als Einen Mund, oder mehr als Eine Feder gegangen zu seyn. Daher die beiden Vielleicht, welche wohl schwerlich in einer reinen und simpeln Geschichtserzählung zu billigen sind, und hier eine desto schlimmere Wirkung thun, da sie offenbar dazu dienen, weichmüthige Leser noch mehr für die leidende Mariane einzunehmen und wider den jungen Bösewicht Rousseau aufzubringen.

Zweytens, ist nicht aus der Acht zu lassen, daß wir von Marianens Unschuld keinen andern Beweis haben, als Rousseaus Selbstanklage und freywilliges Bekenntniß. Wäre dieses nicht da, so hätte der Erzähler alle die rührenden Farben und Ausdrücke, womit er das Bild dieses Mädchens und ihres unglück-

lichen Scicksals ausgemahlt hat, gebrauchen können, und Mariane könnte doch die Diebin gewesen seyn. Ein Französischer Sachwalter, der die Vertheidigung einer schuldigen Mariane, unter den nehmlichen Umständen, übernommen hätte, würde sich eben dieser Farben, eben dieser schönen und herzrührenden Prosopopöie bedient haben, um die Richter zu ihrem Vortheil eizunehmen. Der getreue und ganz unparteyische Geschichtserzähler hätte sich also entweder dieser Farben und Figuren gänzlich enthalten, oder

Drittens, auch dem sich selbst anklagenden Rousseau gleiche Gunst widerfahren lassen, und uns mit eben so starken und rührenden Bildern das Schreckliche seiner Lage schildern sollen — seine Bangigkeit am Rande des Abgrunds, in welchen er durch eine einzige, leichtsinniger Weise begangene Sünde zu stürzen so nahe war, — den entsetzlichen, vielleicht mit Höllenqualen verbundenen Kampf in seiner Seele, zwischen dem was einem edeln Gemüthe das schrecklichste ist, Furcht vor Schan-

de und Vernichtung seiner ganzen moralisch-bürgerlichen Existenz, und dem natürlichen Abscheu vor dem Gedanken, sich auf Kosten einer armen Unschuldigen zu retten, ja, ein Mädchen das er liebte, zum Schlachtopfer für seine Selbsterhaltung zu machen. Ich meines Orts gestehe, daß ich mir keinen entsetzlichen Gemüthszustand zu denken weiß, als denjenigen, worin ein Mensch wie Rousseau zwischen zwey solchen wider einander drückenden Gewichten seyn mußte!

Es war um so billiger, daß der Erzähler auf diesen gewiß höchst natürlichen und zur Sache gehörenden Umstand hätte Rücksicht nehmen sollen, — da

Viertens, der arme Rousseau sein eigener Ankläger, d. i. zugleich Kläger und Beklagter, und also alles Schutzes, aller Vertheidigung, welche die Gesetze sonst dem Beklagten angedeihen lassen, beraubt ist; folglich auf unserer Seite eine Art von Pflicht der Menschlichkeit obwaltet, uns seiner gegen ihn

selbst anzunehmen. Ich will jetzt diesen Gedanken nicht so weit treiben, als er sich, wenn es hier nicht blofs um reine Wahrheit zu thun wäre, treiben liefse. Indessen können wir uns doch nicht enthalten zu denken, dafs ein Mensch — und (was die Sache noch viel bedenklicher macht) ein Mensch wie Rousseau — ein Mann von so feuriger Einbildungskraft, von so zartem und gleichsam wundem Gefühl, ein so sonderbarer, so paradoxer, dabey so äufserst hypochondrischer Mann — wenn er sich selbst eines schändlichen und grausamen Verbrechens beschuldigt, mehr als irgend ein anderer eines Sachwalters bedarf, welcher alles geltend mache, was dem sich selbst verlassenden, sich selbst hassenden, und also nichts weniger als unparteyischen Beklagten zum Vorstand gereichen, und seine Schuld wo nicht heben, doch in etwas erleichtern kann.

Aber so sehr hatte sich der Abscheu vor der That selbst und das Mitleiden mit der armen Mariane (an deren Statt ihm seine Einbildung, wie es scheint, ein gar rührendes Ideal unterschob) so sehr hat-

te sich dieser doppelte Affekt des Erzählers bemächtigt; daß er, — anstatt nur einen Ausdruck, nur ein Wort zu Gunsten des armen Rousseau einfließen zu lassen, —

Fünftens, sogar den Verdacht in uns erweckt, daß dieser die schwarze That ohne Kampf mit sich selbst, ohne innerliches Leiden, nicht im Drange der äußersten Noth, worin sich ein junger Mensch seiner Art sehen kann, sondern mit kaltblütiger Bosheit und mit einer Gleichmüthigkeit, die unter den vorliegenden Umständen mehr teuflisch als stoisch scheinen muß, zu begehen fähig gewesen sey — wie die Ausdrücke: Rousseau konnte so sehr Bösewicht seyn — Rousseau sah Marianen leiden und schwieg — die Bosheit siegte — deutlich genug zu erkennen geben.

Ich glaube also, liebster Freund, daß wir vor allen Dingen das Geschehene (worauf doch alles ankommt) von allen fremden; oder wenigstens die Sache gar zu einseitig vorstellenden Ausdrücken

und Einschiebseln reinigen müssen; und dann möchte es wohl auch Pflicht, nicht gegen Rousseau wenn Sie wollen, aber gewiß Pflicht gegen die Menschheit seyn, die wir an ihm so gut beleidigen können, als er sie an Marianen beleidigte — die Erzählung durch Hinzudenkung alles dessen zu ergänzen, was uns eine lebendige und psychologisch wahre Vorstellung von der Lage und dem Gemüthszustande, worin Rousseau die That begangen, geben kann. Sie wird noch immer schwarz genug bleiben, um gerechten Abscheu zu erwecken, wenn ich auch alles gesagt haben werde, was sich, nach meiner Vorstellungsart, nicht sowohl zur Entschuldigung Rousseaus, als zu dem Ende sagen läßt, damit begreiflich werde, — wie Er unter diesen Umständen, ohne darum ein hartherziger Bösewicht, ein Teufel in Menschengestalt, ja, (vielleicht) wie er, ohne darum weniger Rousseau zu seyn, eine solche That habe begehen können.

2.

SIE haben, werther Freund, die Anek-
dote von Rousseau in den Efemer-
iden der Menschheit nun selbst ge-
lesen, und Sie geben in einem Tone,
worin ich ein wenig Ironie zu spüren
glaube, zu erkennen, daß Sie kaum er-
warten könnten, wie ich es machen wür-
de, um meinen Klienten (wie Sie
sagen) von dem schwarzen Flecken, den
er seiner Ehre durch die Offenbarung der
abscheulichen Anekdote zugezogen, weiß
zu waschen.

Nicht weiß zu waschen, mein Freund!
dazu habe ich mich nicht anheischig ge-
macht! Die Frage soll auch hier nicht
seyn, ob Sie oder Ich in dem nehmli-
chen Falle das nehmliche gethan, oder
uns auf eine ehrlichere Weise aus dem
Handel gezogen hätten? Vielleicht ja
—wiewohl die gute Meinung, die wir von

unserm eignen Herzen haben mögen, in Rücksicht auf einen besondern Fall, worin wir uns nie befunden, nichts entscheidet — also vielleicht ja, oder, wenn Sie wollen, nicht vielleicht, ohne dafs wir darum Ursache hätten uns über Rousseau zu erheben. Rousseau war nicht weniger Mensch, als irgend einer von denen, die seine That abscheulich finden. Noch mehr, Rousseau war gewifs in einem hohen Grade mehr Mensch, das ist, hatte mehr von dem, was (in einem einzigen *Individuo* vereinbart) den edelsten und vollkommensten unsrer Gattung ausmachen würde, als neun und neunzig von hundert, die über ihn urtheilen.

„Und doch konnte Rousseau — so sehr Bösewicht seyn“? — Nicht Bösewicht, lieber Freund — nur so sehr Mensch! — Und ich bitte Sie, ärgern und entsetzen Sie Sich nicht über diesen Ausdruck. Es ist der Ausdruck einer durch die Annalen der Menschheit und die Biografien der besten Menschen (in so fern man keine moralischen Romane daraus ge-

macht hat) längst bestätigten Wahrheit. — „Wer ist so weise, daß er nicht zuweilen ein Thor sey? Wo ist der Tugendhafte der nicht zuweilen lasterhaft handle“? sagt einer der tiefsten Kenner und wärmsten Liebhaber der Menschheit, die jemahls gelebt haben. Eine aufs äußerste gestiegene Leidenschaft kann jeden Menschen, der nicht zu schwach zu einer solchen Leidenschaft ist, auf einen Augenblick zum Unmenschen machen. Aber ein junger Mensch, der aus Furcht der Schande die Handlung eines Bösewichts begeht, ist darum noch kein Bösewicht. „Dieselbe Kraft, die diels Laster hervor- gebracht — gebt ihr nur eine andre Richtung, andre Gegenstände, und sie wird Wundertugenden verrichten“ ²⁾. — Ein wahres und wichtiges Wort! Möcht' es nur besser erkannt und rechter Gebrauch davon gemacht werden!

Ich möchte wohl wünschen, damit wir uns um so viel richtiger in die Lage des jungen Rousseau hinein denken könnten, daß man uns von seinem eigentli-

2) Fysion. Fragmente, II. B. S. 38.

chen Alter, zur Zeit, da sich diese Begebenheit zutrug, etwas bestimmteres gesagt hätte. Denn auch das ist doch wahrlich nichts weniger als gleichgültig, ob er zwanzig, fünfzehn oder zwölf Jahre alt war, als er die böse That beging. Mir scheint es vermuthlich, daß er noch sehr jung, vielleicht noch unter vierzehn gewesen; und der Umstand, daß er in dem Hause des vornehmen Mannes, wo er sich damahls befand, „zum Theil erzogen wurde“, ingleichen die Entwendung eines goldgestickten Bandes um ein Dienstmädchen des Hauses, in welches er verliebt war, damit zu beschenken; ja selbst diese so genannte Liebe zu einem Dienstmädchen im Hause, scheint dieser Vermuthung keinen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben.

Es braucht eben keines großen Aufwandes von Einbildungskraft, um zu begreifen, wie der Instinkt in einem jungen Menschen von diesem Alter sich (ohne daß er selbst recht wufte was es war) für ein vielleicht ganz artiges, sanftes, junges Dienstmädchen, mit dem er in einem Hause lebte, bestimmen konnte.

Vielleicht (weil wir uns doch in Ermangelung genauerer Nachrichten mit dergleichen Vielleichts behelfen müssen) spielte der Instinkt dem guten Mädchen den nehmlichen Streich; eines verführte das andre ohne es zu wollen, ohne zu verstehen was sie fühlten, ohne zu wissen wohin es sie führen konnte. Kurz, der junge Mensch war dem Mädchen gut, und das Mädchen war dem jungen Menschen gut, ohne dafs man nöthig hätte zu vermuthen, dafs Zaubermittel oder besondere Verführungskünste dazu gebraucht worden wären. Der junge Mensch hätte, wie auch diefs sehr natürlich ist, dem Mädchen gerne was schenken mögen: und weil er so arm als eine Kirchenratte war, und vermuthlich die Begriffe, die er dreyszig oder vierzig Jahre später in seinem *Discours sur l'inégalité* entwickelte, damahls schon in ihm keimten; so glaubte er, in einem Augenblicke von Leichtsinn, vielleicht nicht sehr unrecht oder nur ein sehr kleines Sündchen zu thun, wenn er den vornehmen und (wenigstens in seinen Augen) reichen Leuten, bey denen er wohnte, ein goldnes Band—dessen Abwesenheit sie schwerlich

vermissen würden, das vielleicht lange ungebraucht in einer Schachtel gelegen—entwendete, um es einem artigen Mädchen zu schenken, bey dem es besser angelegt wäre.

Ich will nicht hoffen, daß mich jemand beschuldigen werde, ich wolle dem Diebstahle das Wort reden. Aber, da es hier um eine etwas genauere Erörterung einer wichtigen moralischen Erscheinung zu thun ist, so wird mir doch wohl erlaubt seyn, zu erinnern: daß die Entwendung einer Kleinigkeit dieser Art, und überhaupt jede Zuneigung einer Sache die uns gefällt oder die wir gebrauchen können, ohne Rücksicht wessen Eigenthum sie sey,—nicht unter diejenigen Verbrechen gehöre, mit denen ein natürlicher Abscheu, ein natürliches Gefühl von Unrecht und Schändlichkeit verbunden ist. Im Gegentheil alle Menschen sind (wie man an den Kindern sieht) von Natur geneigt, die ganze Welt, mit allem was darin ist, für ihr Eigenthum anzusehen. Die Heiligkeit des Unterschieds zwischen Mein und Dein ist ein Gefühl, das erst durch die Associa-

z i o n entsteht, erst durch die Erziehung in den Menschen gebracht wird; so wie jener Unterschied selbst, ohne die S a n k z i o n positiver Gesetze, nur etwas sehr schwankendes ist. Daher ganz allein kommt es, daß die Einwohner der S ü d - s e e i n s e l n , weil sie noch immer in einer Art von Kindheitsstande und auf einer der ersten Stufen des geselligen Lebens stehen, so gutherzig, unschuldig und von aller Übelthätigkeit entfernt sie in andern Stüchen seyn mögen, durchaus so schwer dazu zu bringen sind, den Diebstahl für ein Verbrechen zu halten, oder die Idee des Unrechts und der Schande damit zu verbinden. Bloß durch diese A s s o c i a z i o n , an welche wir unsre Kinder von der zartesten Jugend an gewöhnen und gewöhnen müssen, und durch den Eindruck, den die Verknüpfung der Vorstellungen von Zuchthaus, Halseisen, Staupbesen und Galgen mit dem Worte Diebstahl und jeder Verletzung der Eigenthumsrechte auf ihre Einbildungskraft macht, bringen wir es dahin, sie von der O t a h i t i s c h e n Gleichgültigkeit gegen diese Rechte abzugewöhnen.

Es ist daher begreiflich, wie sogar Kinder aus den höhern Klassen der Gesellschaft, bey denen dieser Theil der Erziehung zufälliger Weise verabsäumt worden, oder welche nie Gelegenheit gehabt, von der Unverletzlichkeit des Eigenthums eines andern sehr tiefe sinnliche Eindrücke zu bekommen, (ein Fall, der, wenigstens zur Seltenheit, begegnen kann) selbst in dem Alter, worin wir uns hier den jungen Rousseau denken, und ungeachtet sie das Gebot, du sollst nicht stehlen, oft gehört und mechanisch hergebetet haben, gleichwohl, ohne darum ein bösertigeres Herz zu haben als andre, sich wenig Bedenken machen werden, in einem Hause wo sie erzogen worden, — und daher gewohnt sind, tausend Dinge, deren Gebrauch ihnen frey steht, als ihr Eigenthum zu betrachten, — etwas essbares, oder ein Band, oder eine andre solche Kleinigkeit, sich heimlich zuzueignen, wenn sie große Lust dazu haben, und sich einbilden, daß die Entwendung unentdeckt bleiben werde.

Doch wozu halte ich mich so lange bey diesem Umstande auf? Der junge Rous-

se a u that unstreitig sehr Unrecht daran,
 daß er das goldgestickte Band entwende-
 te, um sein Mädchen damit zu beschen-
 ken: aber das ist es nicht, was die Her-
 zen aller, welche die Anekdote hören oder
 lesen, gegen ihn empört. Bloß die Nie-
 derträchtigkeit — sich, da der Ver-
 dacht der Entwendung auf ihn fiel, von
 der Schande und Strafe, die er zu befürch-
 ten hatte, durch falsche Anklage des ar-
 men unschuldigen Dienstmädchens los zu
 lügen — die Hartnäckigkeit, bey
 dieser Lüge im Angesicht des Mädchens
 zu beharren — die Hartherzigkeit und
 Grausamkeit, die (wie uns dünkt)
 dazu erfordert wurde, ihn fähig zu ma-
 chen Marianen — deren Unschuld er
 kannte, die er liebte, von der er geliebt
 war, und die er vorseztlich zum Schlacht-
 opfer für seine eigne Sicherheit machte —
 leiden, unterdrücken, mit Schimpf und
 Schande aus dem Hause jagen, und da-
 durch wahrscheinlicher Weise auf immer
 unglücklich machen zu sehen, und un-
 bewegt zu bleiben: dieß ist, was
 jedes Herz gegen den jungen Menschen
 aufbringen muß, was uns mit Abscheu

und Grausen erfüllt, was wir ihm nicht verzeihen können.

Und doch — die That ist freylich von der häßlichsten Art, (und wehe ihm, wenn er sie jemahls in seinem ganzen Leben sich selbst hätte verzeihen können!) — aber doch — versuchen wirs wenigstens, ob es uns möglich ist, uns an seine Stelle zu setzen, und ob wir nicht finden werden, daß er, aller Einwendungen unsers Gefühls ungeachtet, noch weit mehr mit leidens - als verdammens würdig ist.

Es giebt von Zeit zu Zeit unglücklich geborne, die vom Schicksale recht ausdrücklich zu einem immer währenden Leiden an ihrem äufsern und innern Menschen verurtheilt zu seyn scheinen; Leute, die man versucht ist, für lebendige Beweise des alten Brachmanischen Glaubens anzusehen, und, zu Rechtfertigung der Härte des Schicksals gegen sie, beynahe selbst zu glauben, daß sie bloß zur Abbüßung ihrer in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen wieder in einen menschlichen Leib eingekerkert worden. Von ihrer Geburt an scheinen

sich alle Umstände wider ihr Glück verschworen zu haben. Mit einem angeboren edeln Stolz, mit der stärksten Neigung zur Unabhängigkeit, mit der feurigsten Ruhmbegierde, mit einem gefühlvollen, zum Wohlthun, zur Freygebigkeit, zu einer gewissen Grofsheit in allen Dingen geneigten Seele, kurz, mit dem was unsre Alten ein fürstliches Herz nannten — mit Eigenschaften, die den Sohn eines Königs zieren würden, ihnen aber zu ihrem Unglücke verliehen scheinen — sind sie, von Kindheit an, zu einer Abhängigkeit und Beschränktheit verdammt, die, in dem Mafse, wie ihr Karakter sich entwickelt und erstarkt, zu einer ewigen Quelle von Demüthigungen und Leiden werden. Alle Augenblicke werden ihre innersten Gefühle bald gegen ihr Schicksal, bald gegen einander selbst empört; und ihr Leben ist ein immer wärender Streit ihrer edelsten Neigungen mit ihrem Unvermögen, des lebendigsten Selbstgefühls mit einem nicht weniger mächtigen Gefühl für andre, ihres Edelmuths mit ihrer Armuth, ihres Stolzes mit ihrer Dankbarkeit, ihrer unbiegsamen Seele mit der Nachgiebigkeit,

die ein Wohlthäter immer von demjenigen zu erwarten sich berechtigt hält, der seiner Gnade leben muß.

Man stelle sich einen jungen Menschen vor, der das Unglück hat, mit einer solchen innern Anlage, ohne Ältern, ohne Freunde, auſſer dem Schooſſe ſeines Vaterlandes, in einem Zustande, wo ſeine ganze Exiſtenz von fremder Wohlthätigkeit abhängt, in dem Hause eines vornehmen Mannes erzogen zu werden, und erzogen zu werden nicht zur Dienſtbarkheit, ſondern auf eine liberale Art, zu einer künftigen edeln Beſtimmung, auf eine Art, die jede ſchöne und groſſe Neigung in ihm entwickelt, ſeine Seele mit den erhabenſten Ideen und Beyspielen der alten Griechen und Römer erhitzt, kurz, erzogen zu werden wie ein Sohn vom Hause — und ſich gleichwohl durch tauſend kleine Umstände alle Augenblicke erinnert zu ſehen, daß dieſs alles nur fremde Wohlthat, nur Almoſen iſt — daß es mit jedem Augenblick aufhören kann — daß der kleinſte Zufall, der Tod des Wohlthäters, oder eine Veränderung in ſeinen Um-

ständen, eine Erkaltung seiner Zuneigung gegen ihn, ein Fehltritt der ihn seiner Gunst beraubt, hinlänglich ist, ihn in die weite Welt hinaus, in die Klasse der Elenen zu schleudern, die nicht wissen woher sie morgen ihren Hunger stillen sollen! — Welch eine Lage für einen Jüngling von der Art, wie wir ihn vorausgesetzt haben!

Und was müssen die natürlichen Folgen dieser Abhängigkeit seines Schicksals, dieses bänglichen Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung, (denn mit sechzehn Jahren ist man noch kein Stoiker) dieses unaufhörlichen Widerspruchs zwischen seinem Herzen und seinen Umständen seyn!

Man denke nur einen Augenblick an die Kollisionen, die in einer solchen Lage bey tausend Gelegenheiten entstehen müssen! — Gesetzt auch, der Wohlthäter sey ein edler und gut gesinnter Mann, der überhaupt die Hochachtung und Liebe des jungen Menschen eben so sehr verdient als seine Dankbarkeit; am Ende ist er doch ein Mensch wie andre. Er wird

seine Fehler, Ungleichheiten, Launen und Mucken haben; sein Verstand ist vielleicht beschränkter, sein Herz enger als des jungen Menschen: und wenn das auch nicht wäre, so macht schon die Verschiedenheit des Alters und der Umstände, und der groſse entscheidende Umstand, daß jener der Wohlthäter, dieser der Klient, jener der agierende, dieser der leidende Theil ist, einen sehr wichtigen Unterschied. Der Fall wird also vielleicht sehr oft kommen, wo die Ehrerbietung und Dankbarkeit, die der junge Mensch seinem Wohlthäter schuldig ist, mit seiner eigenen Überzeugung, seinem Gefühl, seinen Neigungen in Zusammenstoß gerathen wird. Er wird sich zuweilen vergessen, und die Rechte seiner Vernunft, seines Herzens, hitziger und standhafter behaupten, als es jene Pflichten zulassen, oder als es die Ausdehnung zuläßt, die ihnen der Wohlthäter giebt. In solchen Fällen wird man ihn vielleicht durch Vorwürfe zur Gebühr weisen, die für seinen Stolz um so kränkender seyn müssen, da er sich bewußt ist, daß sein Herz keiner Undankbarkeit fähig sey. Öftere Kränkungen dieser oder ähnlicher Art werden eine

gedoppelte Folge bey dem jungen Menschen haben: sie werden ihn, trotz seines natürlichen Stolzes, oder vielmehr eben deswegen, schüchtern und behutsam machen; und das unangenehme Gefühl dessen was es ihm kostet, Verbindlichkeiten zu haben, die er nicht anders als auf Unkosten des empfindlichsten Theils seiner Eigenliebe erwidern kann, wird ihm endlich die Dankbarkeit zu einer Last machen, die desto schwerer auf ihm liegen wird, je mehr er die Unentbehrlichkeit der Wohlthaten fühlt, die ihm diese Pflicht auflegen. Diese Schüchternheit, die so übel zu seiner natürlichen Freymüthigkeit paßt — dieses demüthigende Gefühl einer Abhängigkeit, die ihn in seinen eignen Augen erniedrigt — die Vorwürfe, die ihm vielleicht zuweilen sein eigenes Herz macht, wenn er die Unmöglichkeit fühlt, seinen hohen und ungeschmeidigen Geist zu einer Gefälligkeit zu bringen, die er aus Liebe zu seinem Wohlthäter zu haben wünscht, wiewohl der bloße Gedanke ihn empört, daß sie als Schuldigkeit gefordert wird: alles dieß wird eine Art von geheimem Unmuth, und eine Anlage zu Bitterkeit, Menschen

und übermäßiger Empfindlichkeit der Eigenliebe hervorbringen; die Energie seiner Seele wird sich mehr in sich selbst hineinziehen, und das Gefühl für andre, das sonst bey edeln Gemüthern in der ersten Jugend so lebhaft ist, wird unvermerkt von einem immer stärker werdenden Selbstgefühl überwogen werden, das in seiner Lage das einzige ist, was ihn aufrecht erhalten kann.

Aber auch dieß ist noch nicht alles. Der junge Mensch, von dem hier die Rede ist, bleibt, mit aller seiner herrlichen Anlage, doch allen seinem Alter und Geschlecht eigenen Fehlern unterworfen. Aber in dem Stande von Abhängigkeit, worin er lebt, wird gewöhnlich alles genauer genommen. Man fordert mehr, und übersieht weniger. Alles was im Hause ist, bis auf die geringsten vom Gesinde, glaubt sich berechtigt, seine Aufführung zu kontrollieren; und er ist überall (und um so mehr, weil sein Stolz, seine Ungeschmeidigkeit, ihm öfters, auch unverdienter Weise, Feinde machen) von Schalksaugen und Aufpassern umgeben, welche bereit sind, seinen kleinsten Vergehungen

einen häßlichen Anstrich zu geben, und ihm durch geheime Anklagen oder laute Beschwerden Verdrufs und Strafe zuzuziehen.

Auch dieser Umstand kann nicht ohne schlimme Folgen für seine Gemüthsart seyn, und sehr leicht zu einer Fertigkeit sich zu verbergen, oder im Nothfalle sich mit Lügen zu helfen, Anlaß geben; wie man unter ähnlichen Umständen nur allzu häufig an Kindern wahrnehmen kann, deren angeborne Aufrichtigkeit auf diese Art gleichsam erschreckt wird, den natürlichen Abscheu vor der Unwahrheit verliert, und durch unmerkliche Stufen endlich, zumahl wo es auf Selbstvertheidigung ankommt, der entschlossensten Lüge fähig wird. Und dieß wird bey unserm jungen Menschen um so gewisser der Fall seyn, wenn diejenigen von welchen seine Erziehung abhängt, vielleicht aus mißverstandnem Wohlmeinen, bey einem so eigenwilligen, stolzen, und der Hand, die ihn biegen will, so kräftig widerstehenden Subjekt, eine Strenge vonnöthen glauben, die, wenn sie nicht mit der behutsamsten

Weisheit gebraucht wird, gerade bey einem solchen Subjekt äußerst nachtheilig und oft grundverderblich ist.

Ich bin mit den besondern Umständen von J. J. Rousseaus Erziehung und erster Jugend nicht bekannt genug, um mit Zuversicht sagen zu können, daß Er der junge Mensch sey, von dem ich hier gesprochen habe. Aber auch das Wenige was ich davon weiß, mit dem was sich aus verschiedenen Briefen, die er in seiner Jugend geschrieben, abnehmen läßt, und mit dem Bilde seines Karakters, das allen seinen Werken eingeprägt ist, verglichen, macht es mir sehr wahrscheinlich; und ich glaube, daß wir bey dieser Erörterung, wo sich selbst Herr B. in den Efemeriden ein paar Vielleicht erlaubt hat, wenigstens als Hypothese annehmen können, daß Rousseau in dem Hause, wo er die häßliche That begangen, ungefähr in einer solchen Lage gewesen sey.

Dies vorausgesetzt, denken wir uns, wo möglich, in sein individuelles Selbst hinein, und stellen uns vor: wie, nach-

dem die leidige Entwendung des prächtigen goldgestickten Bandes, und die noch fatalere Entdeckung des *corporis delicti* geschehen war, einem jungen Menschen, wie J. J. Rousseau; einem Jünglinge von funfzehn oder sechzehn Jahren, in welchem der Keim von allem dem, was er in der Folge war, schon liegen mußte; — dem sein innrer Genius, wiewohl noch mit dumpfer Stimme, schon sagte was er werden könnte; — der einen angeborenen Stolz (ohne den sich kein Kato, kein Epiktet, kein Ximenes, kein Rousseau, kein großer Mensch, von welcher Art es sey, denken läßt) durch diese Entdeckung der allerschmählichsten Demüthigung ausgesetzt sah; — in einem Augenblicke, — durch eine einzige unbesonnene That, — aber eine That, an welche die eiserne Nothwendigkeit, die Erhaltung und das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft, das was einem edel gebornen Menschen das entsetzlichste ist, Schande, unauslöschliche Schande, geheftet hat; und der in diesem Einen Augenblicke, durch diese einzige Vergebung, sein ganzes gegenwärtiges und künftiges Glück, seine Er-

wartungen und Hoffnungen, alles was er ist und noch werden kann, mit Einem Worte, seinen guten Nahmen, seine Ehre, und mit ihr seine ganze bürgerliche moralische Existenz unwiederbringlich zu Grunde gerichtet sieht — denken wir ihn in dieser Klemme, und stellen uns vor, wie einem Jüngling von dieser Art, mit dieser Empfindlichkeit, mit dieser äußerst wirksamen Einbildungskraft, dabey zu Muthe seyn mußte? ob sich eine grausamere Lage für ihn denken läßt?

Und wenn er nun, im ersten Augenblicke der höchsten Verlegenheit, am Rande des Abgrunds in den er den Augenblick darauf stürzen wird, in einem Momente, wo keine Überlegung, kein Streit der edlern Seele mit der selbstigen, Statt findet — wenn er da hastig nach dem einzigen Rettungsmittel greift, das sich ihm darbeyt — läugnet, und — weil er nicht läugnen kann ohne die erste Lüge mit einer zweyten zu unterstützen — eine andre Person des Vergehens beschuldiget, dessen Geständniß ihm ärger als Tod ist — ist er (ich frage alle denkenden und

fühlenden Wesen) ist er darum ein Bösewicht?

Muß ich mich etwa noch einmahl verwahren, daß ich durch alles dieß seine Schuld nicht vernichten, nicht sagen will, daß er durch einen unwiderstehlichen innern Zwang schlechterdings so habe handeln müssen? — Alles was ich abzwecke, ist bloß: daß man sich lebhaft genug in seine Lage hinein denke, und nichts vergesse was seine Schuld erleichtern kann.

Man verzeiht einem Menschen, wenn er—mitten in den Wellen sein Leben auf einem Brete rettend, das nur Eine Person tragen kann—in dieser äußersten Noth einen andern, der eben dieß Bret ergreifen will, mit Gewalt in die See zurück stößt. Alle Lehrer des Naturrechts erklären es sogar für rechtmäßig. Soll ich Ihnen nach meinem Herzen sprechen? In meinem Inwendigen ist etwas das allen diesen Herren widerspricht; und ich kann dem Menschen nicht verzeihen, der nicht fähig ist, es darauf ankommen

zu lassen, ob dießs Bret nicht zwey Menschen retten könne? dem sein eignes Leben so wichtig ist, daß es nicht an die auch nur vielleicht mögliche Erhaltung eines andern setzen will.

Aber welchem edeln Menschen ist sein guter Name nicht lieber als sein Leben? In welchem edeln Menschen ist nicht die Furcht der Schande die heftigste, die unbezwinglichste, die grausamste aller Leidenschaften?

Freylich ist zwischen dem, der das einzige übrige Rettungsmittel seines Lebens gegen einen der es ihm entziehen will vertheidiget, wiewohl die gewisse Folge davon ist daß dieser letzte ankommen muß, und zwischen unserm Jüngling, der eine unschuldige Person anklagt um sich selbst der Schande zu entziehen, ein großer Unterschied. Aber können wir ohne Unbilligkeit vergessen, daß die Furcht vor dieser Schande eine Leidenschaft bey ihm seyn mußte, die alle andre Gefühle unterdrückte, ihn zu jeder Betrachtung, jeder Überlegung unfähig machte? Oder, wenn er in diesem Zustande ja noch eini-

ger Gedanken fähig war; so halfen diese Gedanken bloß den Widerstand vernichten, welchen ohne Zweifel die Menschlichkeit in seinem Herzen gegen die Entschliessung that, die er in der äußersten Verzweiflung genommen hatte. Wenigstens war es sehr natürlich, (zumahl in Rücksicht dessen was ich vorhin von den vermuthlichen Wirkungen seiner Umstände auf seine Sinnesart gesagt habe) daß er ein unendlich stärkeres Gefühl von der Wichtigkeit der Erhaltung seiner eigenen Ehre—von welcher, in seiner Lage, seine ganze Existenz abhing—haben mußte, als von der Wichtigkeit der Ehre des Dienstmädchens. Ein Flecken dieser Art konnte von der letztern abgewaschen werden; bey ihm war er unauslöschlich. Im Grunde betraf die Mauserey, deren er sie beschuldigte, eine Kleinigkeit. So kostbar das goldgestickte Band seyn mochte, so war es am Ende doch nur ein goldgesticktes Band. Das Mädchen stand vermuthlich bisher in gutem Ruf; dieß war das erste Mahl daß sie sich vergangen hatte, und er konnte hoffen daß man Ihr verzeihen würde, was man Ihm nicht verzeihen haben würde. Und wenn er

auch Verzeihung hätte hoffen können: wer sieht nicht, daß es einem jungen Menschen wie Rousseau unerträglich, unmöglich hätte seyn müssen, mit dem Bewußtseyn daß man ihm eine solche Handlung zu verzeihen gehabt habe — mit der täglichen Furcht, bey der kleinsten Gelegenheit, wo er sich das Mißvergnügen des Wohltäters zugezogen hätte, Vorwürfe detswegen hören zu müssen — mit dem Gefühl, wie sehr ihn das bloße Mitwissen des ganzen Hauses in allen Augen erniedrigen mußte — wer sieht nicht, sage ich, daß es ihm unmöglich seyn mußte, unter solchen Umständen länger in des vornehmen Mannes Hause zu bleiben?

Freylich alles diess fand auch bey dem Dienstmädchen Statt; aber doch gewiß, der mächtige Unterschied zwischen einem Jüngling wie Rousseau und einem alltäglichen Dienstmädchen machte auch hier einen großen Unterschied. Ich weiß wohl, daß dieser Unterschied vor dem bürgerlichen und peinlichen Richter in keine Betrachtung kommt, noch kommen darf: aber vor dem filosofischen Richterstuhl soll und

muß er in Betrachtung kommen. Ich sagte mit Bedacht einem alltäglichen Dienstmädchen; denn allerdings hätte das Mädchen, möglicher Weise, eine Pamela seyn können; und das hätte freylich ganz andre Verhältnisse gegeben. Aber dann wäre wahrscheinlich auch der Erfolg ganz anders ausgefallen. Wir müßten eine sehr schlimme Meinung von dem Verstand und Karakter des vornehmen Mannes, in dessen Hause die Scene dieser Geschichte lag, haben, oder er würde solchen Falls die Unschuld des Mädchens entdeckt, und Rousseau in dem unrechtmäßigen Mittel, wodurch er sich zu retten hoffte, sein Verderben gefunden haben.

Doch, wie wenn der vornehme Mann sich in dieser Sache wirklich einer unverzeihlichen Übereilung schuldig gemacht, und das Mädchen wirklich eine Art von Pamela gewesen wäre?

Mich dünkt, mein Freund, ich sehe Sie sehr geneigt, Sich diese Mariane unter einem Ideale zu denken, das Ihrem Herzen nicht erlaubt ganz unparteyisch zu

seyn. Das rührende Gemählde, das Herr B. in den Efemeriden von ihr macht, hat Ihre Einbildungskraft bestochen; und wer steht mir dafür, daß nicht sogar der sanfte, liebliche Nahme *M a r i a n e*, mit dem, so bald man ihn hört, so viele schöne Eindrücke von zwanzig poetischen und romantischen Marianen (die neueste *M a r i a n e* im *S i e g w a r t* nicht zu vergessen) in der Seele anklingen, nicht mehr als Sie selbst glauben dazu beyträgt, Sie zu Gunsten dieses Dienstmädchens einzunehmen? Bald wollte ich wetten, daß Sie nicht halb so viel für sie empfinden würden, wenn sie *U r s e l*, oder *M a r g o t*, oder *K u n i g u n d e* geheissen hätte! — Allein (ernsthaft zu bleiben) wir müssen uns in einem Falle wie dieser, vor unsrer eignen Gutherzigkeit in Acht nehmen; und dem Interesse, das uns die leidende Unschuld einflößt, darf, wo es um unparteyische Gerechtigkeit zu thun ist, kein Einfluß gestattet werden. Wir wissen nichts authentisches von der Person dieser *M a r i a n e*, als daß sie ein Dienstmädchen im Hause war. Selbst der Umstand, daß der junge Rousseau eine Neigung auf sie geworfen hatte, beweist k a u m, daß

sie ein hübsches Mädchen war.—„Aber sie war unschuldig“.—Unschuldig an dem Diebstahle, dessen Rousseau sie beschuldigte, dieß ist gewiß, da er selbst es sagt:—aber so unschuldig konnte die gemeinste Stallmagd auch seyn; und dieß ist noch kein Grund, sie für etwas mehr zu halten.

Verstehen Sie mich nicht unrecht, lieber Freund! Ich bin nicht so von aller Menschlichkeit entblößt, daß ich ein armes niedriges Dienstmädchen, deswegen weil sie arm, oder niedrig, oder ein Dienstmädchen ist, für ein *corpus vile* halten sollte, an welchem man sich nicht versündigen, oder nur *peccatilla* begehen könne. Es giebt einen innern Adel, der sich wohl zuweilen auch bey einem armen niedrigen Dienstmädchen findet; einen Adel, der sie zwar nicht stiftsmässig, aber auf der Wage des Heiligthums wichtiger macht als manche Königstochter. Allein wir haben nicht den geringsten Grund von der besagten Mariane so groß zu denken; und was ich hier sagen will, ist bloß: daß diese Mariane, weil sie ein menschliches Geschöpf, ein Mäd-

chen, und an dem Banddiebstahl unschuldig war, darum noch kein sehr vorzügliches, sehr liebenswürdiges und vortreffliches Mädchen seyn mußte — und, daß die Beschaffenheit der Personen, an denen eine Sünde begangen wird, in der Sünde selbst einigen Unterschied macht. Denn das stoische „alle Sünden sind gleich“ ist ein Paradoxon, das auf willkürlichen Abstraktionen beruht, und in der Natur und Wahrheit ungegründet ist.

Ich will gern zugeben, daß, wenn wir alle Umstände wüßten, und das Mädchen, von dem die Rede ist, genau kennen, Rousseaus Sünde vielleicht ungleich schwerer befunden würde, als jetzt, da wir so wenig wissen. Aber diese bloße Möglichkeit berechtigt uns nicht, sie zum Nachtheil des armen Rousseau durch einen Dichterkunstgriff in Wirklichkeit zu verwandeln. Kurz, wir haben keinen hinlänglichen Grund zu glauben, daß Mariane N. N. etwas mehr gewesen sey als ein gewöhnliches Dienstmädchen, wie es deren bey Hunderttausenden giebt; aber wir wissen, daß in dem jungen Rous-

se a u schon damahls der Embryo von einem so herrlichen Menschen lag, als unter zehnmal Hunderthausenden kaum Einer gefunden wird; und dieß macht, nach meinem Gefühl, einen Unterschied. Ich gestehe Ihnen, daß ich—vermöge einer Denkart, die ich für sehr menschenfreundlich halte—zwanzig solche Dienstmädchen im Nothfall darum gäbe, einen einzigen R o u s s e a u zu erhalten; und daß ichs also dem R o u s s e a u selbst um so eher verzeihen kann, wenn er, in einer der verzweifeltsten Lagen, worin sich ein junger Mensch seiner Art nur immer denken läßt, den Werth seiner eigenen Erhaltung so stark fühlte, daß dieß Gefühl selbst das Gefühl der Ungerechtigkeit des Mittels überwog, wodurch er sich zu retten suchte. Ich bedaure ihn herzlich: denn ich bin gewiß, die innere Qual die er dabey ausstand, war unsäglich, wiewohl seine Furcht vor der Schande noch heftiger war. Ich beklage ihn; denn das Bewußtseyn, seine Existenz durch eine Übelthat, vielleicht (wiewohl wider seine Absicht) mit dem gänzlichen Verderben eines armen unschuldigen Geschöpfes, erhalten zu ha-

ben, war hinlänglich, die Ruhe seines ganzen Lebens zu vergiften. Ich beklage ihn—und muß ihm verzeihen, was ich—mir selbst, was ich vielleicht zehn tausend andern nicht verzeihen könnte.

Aber, habe ich, mit allem was ich bisher als sein Fürsprecher vorgebracht, erhalten, daß auch Sie, mein Freund, von der Strenge Ihres Urtheils nachlassen, daß auch Sie ihm verzeihen? daß auch Sie finden, daß er bey Begehung der traurigen That kein Bösewicht, sondern nur der individuelle Mensch J. J. Rousseau war?

Ich sehe Sie (däucht mich) verlegen—aber—,,Nein, hör' ich Sie ausrufen—es ist unmöglich ihn zu entschuldigen! Man entschuldigt wohl zuweilen sogar einen Mörder—(und war nicht Rousseau hier ein Mörder? ermordete er nicht die Ehre des armen Mädchens, an der ihr ganzes Glück hing?)—Aber wenn zu einer an sich selbst schon verdammenswürdigen Handlung noch ganz besonders hassenswürdige Umstände, wie zum Beyspiel Undankbarkeit, Grausamkeit, kaltblütige,

fühllose Grausamkeit, hinzu kommen: so wird die That ganz abscheulich; die Menschheit empört sich gleich heftig wider den Thäter und die That. Und war dieß nicht (fahren Sie fort) der Fall des jungen Menschen? Er liebte Marianen, wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt—und konnte das unschuldige Mädchen, das er liebte, eines Diebstahls anklagen, den er selbst begangen hatte? Er konnte ihr in die Augen sehen, konnte ihr Leiden, ihre Thränen sehen, und unbeweglich auf seiner Aussage bleiben? Konnte sehen, wie sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause ins Elend gejagt wurde, und schweigen? — Wenn derjenige, der dieß kann, kein Unmensch ist” —

Verzeihen Sie, mein Freund, daß ich Ihnen ins Wort falle! Lassen Sie uns das Faktum, das Wenige was wir davon wissen, gereinigt von Einschlebseln und Vermuthungen, die der Erzähler um die Sache rührender zu machen hinzuthan, unparteyisch erwägen! Vielleicht findet sichs, daß es bloß unsre Einbildung ist, die diese Umstände

hinzudichtet, welche (wie Sie sagen) das Verbrechen so äußerst grausam, und den Thäter so hassenswürdig machen.

„Er liebte Marianen, und wurde vielleicht aufs zärtlichste von ihr wieder geliebt“. — Ich brauche nicht zu wiederholen, daß ich eine Vermuthung, die zu nichts dient, als einen desto schwärzern Schatten auf Rousseau zu werfen, nicht gelten lassen kann. Daß er ein Auge auf das Mädchen geworfen hatte, scheint sich auf sein eignes Bekenntniß zu gründen, und kann also nicht geläugnet werden. Wenn man diese Art von Zuneigung, die unter jungen Leuten verschiedenen Geschlechts so gewöhnlich ist, und in diesem Alter eben so leicht auf diesen als jenen Gegenstand fallen kann, je nachdem sie durch die Umstände geleitet wird — wenn man, sage ich, dieß Liebe nennen will, so muß ichs leiden; und alles was ich dabey erinnern möchte, ist — daß Herr Adelung, indem er von dem alten Worte Minne in seinem Wörterbuche sagt: der Mißbrauch den man davon gemacht, habe verursacht, daß es mit allen seinen Ablei-

tungen nach und nach verächtlich geworden, und endlich gar veraltet sey, — großes Recht hat hinzu zu setzen: daß ein ähnliches Schicksal unserm Worte Liebe bevorzustehen scheine. Wenn es also Liebe heißen soll, was der junge Rousseau (man vergesse nicht daß er ein Knabe von funfzehn oder sechzehn Jahren war) für das Dienstmädchen Mariane fühlte, so war es wenigstens (wie Herr B. sehr wohl anmerkt) keine tugendhafte Liebe, wiewohl ich darum nicht gleich so weit gehen möchte zu vermuthen, daß Rousseau das goldgestickte Band dem Mädchen Anfangs zugedacht habe, „vermuthlich um sie dadurch zu unedeln Gunstbezeugungen geneigt zu machen“. — So arg wars doch wohl vermuthlich nicht! Denn eine Liebe, die nicht rein und edel genug ist, um den Namen einer tugendhaften zu verdienen, ist darum noch nicht lasterhaft. Kurz, diese Liebe war die Liebe eines jungen Menschen zu einem — Dienstmädchen im Hause; dieß ist alles was sich davon sagen läßt, und ein Wörtchen mehr würde zu viel seyn.

Es läßt sich also von diesem Umstande keine Folgerung, um Rousseaus Verbrechen schwärzer zu machen, ableiten. Dafs das Mädchen „vielleicht die edelsten Empfindungen für ihn gefühlt“, wird ohne allen Grund vorgegeben; und was Er für das Mädchen fühlte, war doch wohl nur Liebe in dem Sinne, wie diß Wort im sechs und zwanzigsten Buche der Deutschen Übersetzung von Hallers Fysiologie gebraucht wird. Wäre es eigentliche Liebe, Liebe in der einzigen Bedeutung, welcher dieses schöne Wort geheiligt seyn soll e, gewesen: so hätte ihm auch nur der bloße Gedanke sie anzuklagen nie zu Sinne kommen können; er würde, sogar wenn sie wirklich schuldig gewesen wäre, lieber jede Todesart erlitten, eher sich selbst des Diebstahls angeklagt, als sie verrathen haben.

„Aber so war es doch abscheulich, dafs er fähig war, seine Aussage ihr ins Gesicht zu bestätigen — noch abscheulicher, dafs er sie leiden sah und schweigen konnte. Wenn sie ihm auch ganz gleichgültig, wenn sie das geringste aller mensch-

lichen Wesen gewesen wäre — genug, er wußte daß sie unschuldig war. Und da er nun die unglücklichen Folgen seiner Anklage (die er in der ersten Bestürzung vielleicht nicht vorher gesehen hatte) mit Augen sah: hätten nicht ihre Thränen seine Seele schmelzen, hätte ihn ihr Leiden nicht rühren, ihre schimpfliche Verstossung nicht überwältigen sollen, lieber sich selbst aufzuopfern, als die Wahrheit länger zu verhehlen"??

Lassen Sie uns vergessen, mein Freund, was Sie oder ich in einem solchen Falle gethan hätten! Rousseaus Unglück war, daß der Banddiebstahl entdeckt wurde, und sein Verbrechen, daß er, um sich selbst von der Schande zu retten, das unschuldige Dienstmädchen anklagte. Diefs Verbrechen ist, selbst bey allem was ich zum Behuf des Verbrechers angeführt habe, häßlich genug. Aber daß er, nachdem ers einmahl begangen, fest bey seiner Aussage beharrte, sagt uns weiter nichts, als daß es ihm nun moralisch unmöglich war, dadurch daß er sich selbst Lügen strafte, seine Schande und Züchtigung zu verdoppeln.

Die Furcht vor der Schande treibt ihn (in der Verzweiflung sich auf eine Art helfen zu können) zu einem falschen Zeugnis; eben diese Furcht (die stärkste Leidenschaft, deren er nach seinem individuellen Charakter fähig ist) wirkt nun natürlicher Weise fort, aber wirkt mit immer wachsender Stärke, in dem Mafse wie die Umstände seine Schande vergrößern würden, wenn er sich selbst verriethe. Stärke des Geistes war das, womit ihn die Natur am reichlichsten begabt hatte. Was Wunder, dafs er, in einer so dringenden Noth, alle seine Stärke zusammen nimmt, um sich selbst nicht zu verlassen? Was für Ursache haben wir uns einzubilden, dafs es ihm nichts gekostet habe? dafs er nicht beym Anblick des unschuldig leidenden Schlachtopfers unaussprechliche Qual in seiner Seele ausgestanden? — Wir haben keine, diels nicht zu glauben; denn dafs er dem ungeachtet fest bey seiner Aussage beharrte, beweiset nur, dafs diese Qual mit aller ihrer Heftigkeit nicht fähig war, seine stärkste Leidenschaft zu überwältigen.

Sagen Sie mir nicht, wir haben auch keine Ursache zu glauben, daß ihm Marianens Leiden so viel gekostet habe. Allerdings haben wir eine, und eine ganz unläugbare: Rousseau war ein Mensch; war in einem Alter, wo sichs sogar von demjenigen, der in der Folgezeit der entschlossenste Bösewicht wird, nicht denken läßt, daß sein Herz schon verhärtet sey. Oder, wofern ja zuweilen solche Ungeheuer geboren werden, denen es, von Kindheit an, an allem natürlichen Gefühl für andre gebricht; so war doch Rousseau wahrlich keines von den Ungeheuern. Daß ein in der Bosheit grau gewordener Straßenträuber und Mörder bey dem Leiden der Unglücklichen, die er aufopfert, gleichgültig seyn kann, beweist nicht, daß es der junge Reussseau auch seyn konnte; so wenig als sein Beharren auf seiner Aussage beweist, daß er es war. Wer in sein Inwendiges hätte schauen können, würde aller Wahrscheinlichkeit nach gefunden haben, daß er bejammernswürdiger war, als das unglückliche Dienstmädchen selbst, die in ihrem Leiden doch den unverlierbaren Trost der Unschuld hatte.

Ich weiß nur zu wohl, mein Freund, wie leicht der große Haufe daher fährt, um über die Sittlichkeit der Handlungen ihrer Nebenmenschen abzusprechen, und wie wenig Bedenken die meisten sich daraus zu machen pflegen, durch eilfertige unüberlegte Urtheile dieser Art Schaden zu thun. Wir aber nicht also! — Ich erinnere dieß nicht gegen den mir unbekannten Erzähler der Anekdote: denn dieser hat offenbar die redlichste Absicht; und der Abscheu, womit diese Anekdote jeden fühlenden Leser beym ersten Anblick erfüllen muß, entschudigt ihn hinlänglich, wenn er ihn auch zu sehr gegen den unglücklichen Rousseau erbittert hätte. Aber das vorliegende Beyspiel würde einen über alle Maßen wichtigen moralischen Nutzen stiften, wenn auch nur einige dadurch veranlaßt würden, der ausnehmenden Schwierigkeit, eine individuelle sittliche Handlung richtig zu beurtheilen, schärfer nachzudenken, und von der tiefen Weisheit des christlichen „richtet nicht“ sich besser zu überzeugen. Werfe den zweyten Stein auf den Unglückseligen wer da will! Und werfe wer Lust hat auch den dritten auf mich —

der, in diesem Farisäischen Zeitalter, den Muth hat sich seiner anzunehmen, und den Edeln und Starken, den Mann, dem die billige Nachwelt einen Platz unter den Heroen unsers Jahrhunderts gewiß nicht versagen wird, wegen eines Verbrechens, dessen klein schwächerer, kleiner Mensch nicht fähig gewesen wäre, mehr beklagens- als hassenswürdig zu finden! Mit einer von den alltäglichen Seelen, die es ertragen können, unter die werthlosesten Anthropomorpha, die auf ihre bürgerliche Unbescholtenheit trotzen dürfen, sich gedemüthigt zu sehen; mit einem weniger scharfen Gefühl für Ehre und Schande, mit weniger Stärke und Ausdauerungskraft, würde Rousseau dieß Verbrechen nicht begangen haben — aber auch nicht Rousseau gewesen seyn.

Das Buch der Schicksale ist vor uns verschlossen, mein Freund: und würde auch zuweilen einem Sterblichen ein Blick in seine geheimnißvollen Blätter erlaubt; so würde er sich wohl hüten, ihre unaussprechlichen Worte durch profanes Ausschwatzen zu entheiligen.

Also nur noch Eins, mein Bester! — Auch der Umstand, daß, nachdem die arme *Mariane* aus dem Hause des vornehmen Mannes gejagt worden, „niemand mehr erfahren hat, wo sie hingekommen noch was aus ihr geworden“, ist (allem Ansehn nach) in der Absicht angeführt worden, wonicht Rousseaus Schuld zu vergrößern, doch gewiß sein Verbrechen um so viel schwärzer zu machen.

Aber gesetzt auch, diese tiefe Nacht, die von nun an auf Marianens Schicksal lag, bedecke das Ärgste — das arme verstoßene Mädchen sey hülflos umgekommen, oder habe sich selbst ein Leid angethan, oder sey (was noch ärger wäre) aus Noth und Elend unter die Unglücklichen gerathen, deren eigentliche Benennung die keuschen Ohren so mancher *Lukrezien*, an denen sonst nichts keusch ist, beleidiget, und deren Anblick auch die reinsten und sanftesten Seelen ihres Geschlechts zu einem das Mitleiden überwiegenden Abscheu nöthiget — und, wenn noch was schlimmers als diess seyn kann, gesetzt, auch diess sey *Marianen* widerfahren — wär' es gerecht, wär'

es billig, den armen Rousseau dafür zur Verantwortung zu ziehen?

So wie zwey Menschen, indem sie das nehmliche thun, eine sehr verschiedene Handlung begehen können; so hängt oft auch an dem nehmlichen Faden Glück oder Unglück. Da man von Marianens Schicksal nichts weiter erfahren hat, und also weder Böses noch Gutes davon weiß: bleibt es nicht eben so wohl möglich, daß es glücklich war, und daß gerade diese unverschuldete Verstofsung ihr, gegen alles Vermuthen und Hoffen, den Weg dazu bahnte? Wär' es etwa das erste Mahl, daß die Vorsehung, durch eine ganz natürliche Verbindung von Mittelursachen, wieder gut gemacht hätte, was menschliche Leidenschaften und Verirrungen schlimm gemacht? Und gesetzt nun, Rousseau hätte auf solche Weise, wider Wissen und Hoffen, die erste Veranlassung zu Marianens Glücke gegeben: würden wirs ihm zum Verdienst anrechnen? Warum soll er also die unglücklichen Zufälle, die ihr vielleicht begegnet seyn mögen, zu verantworten haben? War ihre schimpfliche Verstofsung

aus dem Hause des vornehmen Mannes
 etwann eine nothwendige, vorher
 gesehene, oder abgezweckte Fol-
 ge seiner Anklage? Ist es nicht im Gegen-
 theil sehr vermuthlich, daß Rousseau sich
 eingebildet haben mochte, die angebliche
 Entwendung des goldgestickten Bandes
 werde ihr um so eher verziehen werden,
 da sie, allem Ansehen nach, bisher im-
 mer ein gutes unbescholtenes Mädchen
 gewesen war? Wenn jemand die viel-
 leicht unglücklichen Folgen ihrer Ver-
 stoßung vor dem Richterstuhl der Mensch-
 lichkeit zu verantworten hätte, so wäre
 es (däucht mich) der vornehme Mann
 selbst, der so streng und hartherzig war,
 ein armes Geschöpf, das sich immer wohl
 aufgeführt hatte, und jetzt zum ersten
 Mahle der Entwendung einer solchen Klei-
 nigkeit nicht einmahl überwiesen,
 sondern bloß beschuldiget wurde,
 ohne alles Mitleiden, und selbst wider
 alles Recht, (denn das Zeugniß des ein-
 zigen jungen Manschen machte doch kei-
 nen genugsamen Beweis wider sie) mit
 Schimpf und Schande ins Elend zu jagen.
 Soll hierbey ja etwas auf Rousseaus
 Rechnuug kommen, so ist es wahrlich an

dem, was die nächste, wiewohl weder nothwendige noch abgezielte, Folge seiner That war, mehr als genug; aber ihm auch noch die zufälligen, von der Dazwischenkunft anderer Ursachen, von einem Zusammenhange der Dinge, in welchem wir alle nur blinde Werkzeuge sind, und (was nicht zu vergessen ist) auch von Marianens eigner Aufführung abhängenden, entfernten Folgen zur Last zu legen, wäre wider alle Billigkeit, und wider alle gesunde Begriffe von der moralischen Zurechnung.

Ich überlasse es nun, mein Freund, dem Urtheile Ihres Verstandes und Herzens, ob und wie fern ich das, wozu ich mich anheischig gemacht, geleistet habe. Aber eh' ich Sie ganz entlasse, muß ich Ihnen noch einen Zweifel von der erheblichsten Art bekannt machen, der mir dieser Tage gegen die Wahrheit der ganzen Anekdote, wovon bisher die Rede war, mitgetheilt worden ist.

Der Erzähler der Anekdote sagt: „Diese Begebenheit ward ihm (dem Rousseau) durch sein ganzes übriges

Leben zu einer beständigen Folter: alle Freuden der Jugend die er genoß wurden ihm verbittert, so oft ihm sein allzu getreues Gedächtniß an das arme schuldlose Mädchen erinnerte, das er vielleicht ganz zu Grunde gerichtet; überall wo er nur hinblickte, schwebte ihm das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen".

Ist dieß Wahrheit?—Nun so sagen Sie mir, was wir von der folgenden Anekdote halten sollen, welche gleichwohl der Herausgeber des Christlichen Magazins würdig gefunden hat, sie aus einem Briefe eines ungenannten Freundes von Rousseau, worin die Umstände seines Todes erzählt werden, in das erste Stück des zweyten Bandes seiner Sammlung einzurücken.

„Welch ein Glück (läßt der Verfasser des Briefes den sterbenden Rousseau zu seiner Ehegattin sagen) welches ein Glück, meine Beste, zu sterben, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat!—Ewiges Wesen, diese See-

le, die ich dir nun wieder gebe, ist in diesem Augenblick ebenso rein, als da sie aus deinem Schoosse kam".

Merken Sie, mein Freund, daß dieß aus einer Geschichte der wahren Umstände von Rousseaus Tode genommen ist, die der Verfasser derselben den Herausgebern des Journal de Paris zusandte, um solche bekannt zu machen; wiewohl diese Bedenken trugen, sie einrücken zu lassen.

Der soll mir der große Apollo seyn, der diese zwey angeblichen Thaten als wahr zusammen denken kann! — Wie? dem Manne, dem überall wo er nur hinblickte, das Bild der unglücklichen Mariane vor Augen schwebte, sollte sein allzugetreues Gedächtniß nun auf einmal so untreu geworden seyn, daß er fähig wäre, dem ewigen Wesen in dem letzten feierlichsten Augenblicke seines Lebens ins Angesicht zu sagen: Ich gebe dir meine Seele so rein wieder zurück, wie ich sie von dir empfangen habe?

Wenn beide Anekdoten wahr sind, so sind nur zwey Fälle möglich, worin Rousseau das ewige Wesen so zu apostrophiren fähig seyn konnte: entweder, er war in diesem Augenblicke schon aller Besinnung beraubt, und sprach im Wahnsinn — und dafs dieß der Fall nicht seyn konnte, beweiset der ganze Zusammenhang der Erzählung (Seite 194, 195, 196, l. c.) augenscheinlich — oder Rousseau, der lebenswürdige Enthusiast für Wahrheit und Tugend, war der schändlichste Heuchler und entschlossenste Atheist, den die Erde jemahls getragen hat.

O ihr Anekdotenkrämer! welches schweres Gericht würde über euch ergehen, wenn ein Tag käme, wo die so oft von euch gemißhandelte, verunstaltete, und zur Lüge gemachte Wahrheit auftreten, und um Rache wider euch schreyen würde! Wenn werdet ihr, von so häufigen täglichen Erfahrungen gewarnt, endlich einmahl Behutsamkeit lernen!

Welcher von diesen beiden Erzählungen, die uns beide für Wahrheit gegeben

werden, sollen wir nun glauben? Welche ist wahr?

Soll ich Ihnen meines Herzens Meinung unverhohlen sagen, mein Freund?—Keine von beiden!

Der sterbende Rousseau hat die vorgebliche prahlerhafte Apostrofe an das ewige Wesen nicht gesagt! kann sie nicht gesagt haben! Kein Mensch, kein Tugendhafter, kein Heilliger kann das zu seinem Schöpfer sagen! Denn noch keiner von ihnen allen hat seine Seele so rein zurück gegeben, als er sie empfangen hat. Und wenn es jemahls einen ganz reinen Menschen gegeben hätte, so würde Der so was nicht sagen. Der reinste Mensch, der je gewesen ist, sagte ganz einfältig: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“!—Und dieß ist wahre Reinheit!

Aber es ist eben so wenig wahr, „dafs die Begebenheit mit dem Dienstmädchen Mariane dem Rousseau sein ganzes Leben durch zur beständigen Folter geworden; dafs ihm überall wo er hingeblickt

das Bild der unglücklichen Mariane vorgeschwebt". — Das sind rednerische sentimentalische Vergrößerungen! Das hat der merkwürdige Reisende, dem die geheime Geschichte des menschlichen Herzens ein Gegenstand der ernsthaftesten Betrachtungen ist, gewiß nicht in Rousseaus Memoiren gelesen! Denn wenn ihm die geheime Geschichte des moralischen Herzens so wichtig ist: so wird er wahrscheinlicher Weise auch in der natürlichen Geschichte der menschlichen Seele so unerfahren nicht seyn, daß er nicht wissen sollte, was vermöge der menschlichen Natur möglich ist oder nicht. So gefühlvoll wir uns auch einen Rousseau denken müssen, so lebhaft und energisch seine Einbildung war, so war er doch — kein schwacher Mensch: seine Seele hatte inneres Leben und Kräfte genug, um eine Wunde wieder zuzuheilen, die sie in der ersten Jugend empfangen hatte, wie tief sie auch seyn mochte. Eine Narbe mußte wohl zurück bleiben; und dieß war mehr als genug, ihm, so oft er sich dieser Begebenheit erinnerte, das Bewußtseyn seiner selbst zu verbittern: aber so

weit als es Herr B. treibt, konnte es nicht gehen. Das wäre alles was man sagen könnte, wenn Rousseau das unschuldige Mädchen erst durch eine Reihe betrügerischer Kunstgriffe verführt, und dann, um seine Schande zu verbergen, ermordet hätte. — Er hatte sie, in einem Alter, wo er kaum mehr als ein Knabe war, fälschlich der Entwendung eines goldgestickten Bandes beschuldigt, und sie war deswegen aus dem Hause, wo sie diente, gejagt worden. Dieß war sein ganzes Verbrechen; und er mußte sich bewußt seyn, daß er es nicht aus muthwilliger Bosheit, sondern im Drang der Noth, und in einer Leidenschaft, die ihm die Augen vor den Folgen seiner Lüge verschloß, begangen hatte. Das nachmahlige Schicksal des Mädchens war unbekannt. Einige Jahre lang konnte sein innerer Schmerz durch diesen Umstand geschärft werden. Aber natürlicher Weise mußten alle diese Bilder, durch die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit so vieler nachfolgenden Scenen seines Lebens, durch den vieljährigen Aufenthalt in Paris, durch die innere Stärke und immer angestrengte Wirksamkeit sei-

nes Geistes, binnen dreyßig, vierzig und mehr Jahren nach und nach sehr viel von ihrer ersten Lebhaftigkeit verlieren: und, da es überdieß eben so möglich war, daß *Mariane* nicht unglücklich durch diesen Zufall geworden; so war es vermöge der Natur der Seele unmöglich, daß ein bloßes *Vielleicht* nach so vielen Jahren eine Wirkung auf ihn hätte thun sollen, die das Ärgste ist, was er hätte leiden können, wenn er der vorsetzliche muthwillige Mörder oder Zerstörer eines schuldlosen Geschöpfes gewesen wäre.

Vergeben Sie mir, daß ich Sie so lange bey etwas aufgehalten habe, das kaum so vieler Aufmerksamkeit werth war. Wer weiß nicht, daß gerade um d e f s w i l l e n bey nahe keine einzige Begebenheit in der Welt rein erzählt wird; weil, in der sehr natürlichen Absicht, die Zuhörer desto besser zu unterhalten und die Sache desto rührender zu machen, jeder *Erzähler* (auch ohne sich dessen als einer ausdrücklichen Absicht bewußt zu seyn) die Backen voller nimmt, immer desto mehr von dem Seinigen hinzu thut, je mehr die Sache seine eigne Einbildung

erhitzt, — mit Einem Worte, unvermerkt zum Dichter wird? Möchten die guten Leute nur auch so billig seyn, und sich nicht der Erlaubniß *quidlibet audendi*, die Horaz den Dichtern giebt, anmaßen wollen; oder wenigstens nur die Bedingung nicht vergessen, wodurch er diese Freyheit in die Grenzen der Natur und Wahrheitsähnlichkeit einschließt!

Als ich Ihnen vorhin sagte: Rousseau könne dem lieben Gott das Farisäische Kompliment unmöglich gemacht haben, womit ihm ein so genannter Freund (einer von den dienstfertigen Freunden, deren Unverstand oft mehr schadet, als aller böse Wille eines Feindes) noch in seiner letzten Stunde Ehre machen wollte — erinnerte ich mich nicht sogleich, daß in der *Relation des derniers jours Mr. J. J. Rousseau et des circonstances de sa mort*, welche Herr Le Begue de Presle, Doktor der Arzneywissenschaft von der Fakultät zu Paris, im abgewichenen Jahre zu Neufchatel drucken lassen, eine Stelle ist, die, wofern sie sich nicht ausdrücklich auf jene Ausstreung, und ähnliche, womit das Publikum hintergan-

gen worden, bezieht, wenigstens demjenigen ein neues Gewicht giebt, was ich darüber gesagt habe. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswürdig. Alles was uns Herr Le Begue von den letzten Tagen des edeln und in seinem Leben so sehr gemißkannten und gemißhandelten Mannes sagt, scheint aus den lautersten Quellen geflossen zu seyn; und selbst die Kürze seiner Nachricht von Rousseaus letzter Stunde leistet die Gewähr für seine Glaubwürdigkeit. „Madam Rousseau, (sagt er) die in dieser Stunde ganz allein bey dem Sterbenden war, war viel zu unruhig und betrübt, um die eignen Worte und Ausdrücke der moralischen oder religiösen Gesinnungen, die ihr Mann noch äußerte, zu behalten“. (Von ihr kommt also die emphatische Anrede an den Ewigen nicht her, die er in dieser letzten Stunde noch gehalten haben soll? Und wer konnte sie denn gehört haben, da sie, die doch allein bey ihm war, nichts davon gehört hatte?) „Ich bin, setzt der Docktor le Begue hinzu, durch die genauesten Erkundigungen, die ich noch an seinem Todestage und an den nächst folgenden eingezogen, gewiß wor-

den, daß Rousseau in seinen letzten Augenblicken weder Prahlerey (*Ostentation*) noch Schwachheit von sich blicken lassen. Alles was er äußerte, war Zuneigung zu seiner Ehegattin, Vertrauen zu Herrn Gerardin, (dem Grafen von Gerardin, auf dessen Gute Ermenonville er starb) und Hoffnung auf die Barmherzigkeit Gottes".

Ich brauche Ihnen nun weiter nichts hierüber zu sagen, als daß Herr Le Be-gue de Presle ein Mann von bekanntem Ansehen und von solchen Eigenschaften des Geistes und Herzens ist, die keinen Zweifel zulassen, ob das wahr sey, was er für historische Wahrheit giebt; und daß seine Nachrichten, noch zu allem Überflusse, von Herrn J. H. de Magellans, einem gelehrten Portugiesischen Edelmann, in einem denselben beygefügt sehr interessanten Anhange bekräftiget werden.

NACHTRAG
ZU DEN
VORSTEHENDEN BRIEFEN
ÜBER
EINE ANEKDOTE
J. J. ROUSSEAU'S.

1782.

DIESE Apologie für J. J. Rousseau—
in so fern durch die im ersten Stücke der
Efemeriden der Menschheit von
1780 publicierte Anekdote, und die Art
wie ein gewisser Herr B. sie erzählte,
(meiner Überzeugung nach) dem Anden-
ken dieses großen Mannes ein Unrecht
zugefügt worden war, das auf die mensch-
liche Natur selbst zurück fiel, — war bey-

nahe zwey Jahre geschrieben und im Deutschen Merkur 1780 bekannt gemacht: als endlich die zu Genf im Jahre 1782 in zwey Bänden heraus gegebenen *Confessions de J. J. Rousseau, suivies des Reveries du Promeneur Solitaire*, selbst erschienen, und die Sache zwischen dem so genannten merkwürdigen Reisenden, dann dem Herrn B. und dem Herausgeber der Efemeriden, an einem, und J. J. Rousseau, der Menschheit, und mir, ihrem gutherzigen Apologisten, am andern Theile, auf eine Art, die keine Ausflüchte noch Einwendungen übrig liefs, zu Ende brachten.

Der merkwürdige Reisende hatte, seinem Vorgeben nach, die Anekdoten in den so genannten Rousseauischen Memoiren (den *Confessions* also) selbst gelesen.

Herr B. hatte sie dem Herausgeber der Efemeriden in einem Schreiben an denselben mit einer Wärme, die jeden unbefangenen Leser auffiel, und mit Umständen, welche die ganze Geschichte sehr ver-

dächtig machten, mitgetheilt: und der Herausgeber der *Ephemeriden* hatte, aus Beweggründen, wobey vermuthlich sein menschenfreundliches Herz von einem falsch beleuchteten *Raisonnement* getäuscht wurde, geeilt was er konnte, dieses Schreiben mit einigen moralischen Nutzanwendungen drucken zu lassen, wodurch, meines Erachtens, die Sache wenig besser wurde.

Ich hatte zu meiner Vertheidigung des armen, so übel gemißhandelten Rousseau, damahls keine andere Hülfsmittel, als einige Kenntniß des menschlichen Herzens (wenn anders eine langwierige, aufrichtige und genaue Beobachtung meines eigenen mir zu jener behülflich seyn konnte) und einige *Data* über J. J. Rousseaus Karakter, die mir seine allgemein bekannten Schriften an die Hand gaben. Beides hatte mich beynahe mit moralischer Gewissheit überzeugt: daß verschiedene Umstände in der Erzählung des ungenannten Reisenden und des Herrn B. der ihm nacherzählte, verfälscht und übertrieben seyn müßten; daß Rousseaus Vergehen, wofern auch die Hauptsache

wahr sey, unter gewissen möglichen, wiewohl uns noch unbekannten Umständen, in einem weit mildern Licht erscheinen würde; und daß die Vielleichts des Herrn B. (welche alle gegen Rousseau gerichtet waren) möglicher Weise durch andere Vielleichts, die zu Verminderung seiner Schuld gereichten, aufgehoben werden könnten. Da mir die Sache der genauesten und unbefangenen Prüfung höchst würdigschien, so hatte ich sie auf alle Seiten gewendet: und, weil ich es unmöglich fand, daß ein Mensch wie J. J. Rousseau jemahls, geschweige in seiner ersten Jugend, ein so abscheulicher Bösewicht habe seyn können, als er wegen dieser That in Herrn B.s Augen erschien; so hatte sich mir eine Hypothese dargestellt, vermittelt welcher ich mir des jungen Rousseaus Betragen in diesem Falle psychologisch und moralisch begreiflich machen konnte. Und das Resultat von diesem allem war: in einem hohen Grade wahrscheinlich zu finden, daß er dieser Vergehung wegen mehr Mitleiden als Abscheu verdient habe; mehr unglücklich als verdammenswürdig gewesen; kurz,

dafs er diese That nicht begangen habe weil er ein Bösewicht, sondern weil er ein Mensch war; ja, dafs er sie vermuthlich nicht begangen haben würde, wenn er schon damahls weniger Anlage zu einem edeln und grossen Karakter in sich gehabt hätte.

Die *Confessions de J. J. Rousseau*, worin man nun diese ganze Anekdote aus der Quelle schöpfen konnte, rechtfertigten und bestätigten das *Raisonnement* und die Hypothese des Apologisten auf eine Weise, wovon man vielleicht wenig Beyspiele hat. Einige individuelle Umstände ausgenommen, (wovon sich durch keine filosofische oder dichterische Divinazion errathen liess, dafs der Erzähler in den Efemeriden sie ganz wahrheitswidrig angegeben habe) traf alles so schön zu, dafs der Apologist niemanden, dem er persönlich unbekannt ist, den Argwohn hätte verdenken können, er habe, schon damahls als er Rousseaus Vertheidigung übernahm, eine Abschrift der *Confessions* in Händen gehabt, ohne es sich merken zu lassen.

Es fand sich nun, daß der Erzähler der Anekdote—nach dem seltsamen Ausdruck des Herausgebers der *Ephemeriden* in einer im siebenten Stücke des Jahrgangs 1780 befindlichen Entschuldigung—¹⁾ Rousseaus Schatten durch eine etwas unrichtige Erzählung einer seiner jugendlichen Schwachheiten beleidiget habe. Und es zeigte sich nicht minder, daß der Apologist, in der Beschreibung des innerlichen Kampfes und Leidens, welche Rousseau

1) Sie kam nur ein wenig zu spät, und entschuldigte nichts, wie im August des Deutschen Merkurs 1780 S. 146 u. f. deutlich dargethan wurde. Sie war offenbar (wiewohl sich der Verfasser nicht das geringste davon merken liefs) durch die im April und May des Deutschen Merkurs 1780 erschienene und mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Bestimmung vom Publikum aufgenommene Apologie für Rousseau veranlaßt, aber mit einer Verlegenheit geschrieben, welche sich ein Mann ersparen kann, dessen Herz sich mit seiner Eigenliebe ein- für allemahl abgefunden hat, und der aufrichtig und geradezu gestehen darf, daß ihm was menschliches begegnet sey, ohne ängstliche Furcht, daß er dadurch in den Augen edler und guter Menschen verlieren werde.

(seiner Vermuthung nach) bey dieser, durch kindische Thorheit sich zugezogenen schrecklichen Verlegenheit ausgestanden haben mußte, alles so richtig getroffen, als ob er in seiner Seele gelesen hätte.

Die Umstände waren beynahe alle ganz von denen verschieden, die der Anekdoten-Mann angegeben hatte. Rousseau befand sich in einem Alter von ungefähr sechzehn Jahren zu Turin, wo er, durch die Veranstaltungen der allzu gutherzigen Madame de Warens und des frommen und bekehrsüchtigen Bischofs von Bernex auf der einen, durch seine Jugend, Unbesonnenheit und unglückliche Lage auf der andern Seite, zum Übergang in die Römische Kirche mehr betrogen als verleitet worden war. Da er, nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse, von den Verehrern des Proselytenhauses mit zwanzig Franken abgefunden worden war, und endlich seinem Leibe keinen andern Rath wußte, hatte er sich noch glücklich schätzen müssen, in dem Hause einer verwittweten Gräfin von Versellis als Lakay unterzukommen. Eine Zeit lang

war der hauptsächliche Dienst, den er bey dieser Dame zu verrichten hatte, Briefe zu schreiben die sie ihm diktierte; denn sie hatte eine weitläufige Korrespondenz, und ein Krebs an der Brust, von welchem sie grausam leiden mußte, erlaubte ihr nicht ihre Briefe selbst zu schreiben. Der Karakter der Gräfin war nicht so beschaffen, daß sie den verborgenen Werth ihres jungen Schreibers hätte ausfindig machen können; er blieb ihr immer fremd. Ihr Hausmeister Lorenzi, dessen Frau, und ihre Niece, Mademoiselle Pontal, die bey der Gräfin Kammerfrau war, wollten ihm übel, und thaten ihr möglichstes, ihn von ihrer Gebieterin zu entfernen: und kurz, als die Gräfin starb, fand sichs, daß er von allen ihren Domestiken der einzige war, den sie in ihrem letzten Willen vergessen hatte. Ihr Neffe und Erbe, der Graf de la Roque, verbesserte indessen diese Vernachlässigung einiger Mafsen, indem er ihm bey seiner Entlassung aus dem Hause dreyßig Livres gab, ihm das neue Kleid liefs, das ihm die Gräfin hatte machen lassen, und ihm versprach, daß er für ihn sorgen wollte. — Ich mußte den Lesern die-

se kleinen Umstände wieder ins Gedächtniß bringen, weil sie uns zu einem anschaulichern Begriffe der damahligen Lage des jungen Rousseau verhelfen.

Dieser Graf de la Roque war nun der vornehme Mann, von welchem in B.s Erzählung die Rede ist, und das Haus der Gräfin von Versellis war, unmittelbar nach ihrem Tode, die Scene der fatalen Anekdote, die unsre Aufmerksamkeit bisher beschäftigt hat. Es fand sich, da die Absonderung der *Nippes* der Kammerfrau von der Garderobe der Gräfin vorgenommen wurde, daß Mademoiselle Pontal ein kleines schon abgetragenes rosenfarbnes Band mit Silber vermißte. Rousseau—der bey seinem ehemahligen Lehrhern, dem Petschierstecher Ducommun, (aus Veranlassungen, die er mit einer für Ältern, Erzieher, Lehrherren und junge Leute sehr lehrreichen Umständlichkeit erzählt) sich die Gewohnheit zugezogen hatte, Naschwaaren, Obst, Kleinigkeiten, denen bloß seine kindische Fantasie einen Werth beylegte, und zuletzt alles was

ihn tentierte²⁾), sich ohne Erlaubniß des Eigenthümers zuzueignen, — liefs sich von allem, was er eben so leicht hätte nehmen können, nichts als dieses leidige alte rosenfarbne Band mit Silber gelüsten; und da er nicht daran gedacht hatte es zu verbergen, so wurde es gar bald bey ihm gefunden. Den weitem Erfolg wollen wir Rousseau selbst erzählen hören. „Man wollte wissen woher ichs hätte. Ich wurde verwirrt, ich stotterte, und sagte endlich, indem ich feuerroth wurde, Marion hab' es mir gegeben. Diese Marion (Mariechen nicht Mariane) war ein junges Mädchen aus Maurienne, die seit einiger Zeit Köchin der verstorbenen Gräfin gewesen war. Sie war mehr als nur hübsch; sie hatte eine so schöne frische Farbe wie man sie nur auf den Gebirgen

2) Geld und Sachen von Werth ausgenommen — *Je ne bornai pas longtems ma friponnerie au comestible; je l'etendis bientot à tout ce qui me tentoit; et si je ne devins pas un voleur en forme, c'est que je n'ai jamais été beaucoup tenté d'argent, etc. etc. Confess. de J. J. R. L. I. p. 88, seqq. Edit. de Geneve de 1782.*

findet, und überdiß ein solches *Air* ³⁾ von Sittsamkeit und Sanftheit, daß man sie nicht ansehen konnte ohne ihr gut zu seyn; übrigens ein wackres tugendhaftes Mädchen und von der bewährtesten Redlichkeit. Man war also sehr erstaunt da ich sie nannte; und weil man nicht weniger Zutrauen zu mir hatte als zu ihr, so hielt man es der Mühe werth die Sache zu untersuchen. Man ließ sie auf der Stelle kommen. Die Versammlung war zahlreich und der Graf von la Roque selbst zugegen. Marion kommt, man zeigt ihr das Band, ich beschuldige sie mit unverschämter Dreistigkeit; sie steht bestürzt da, sie kann kein Wort herausbringen, und wirft mir einen Blick zu, der einen Teufel hätte entwaffnen müssen, und gegen den gleichwohl mein barbarisches Herz aushielt ⁴⁾.

3) Dieß ist, dünkt mich, eines von den fremden Wörtern, die unsre Sprache aufnehmen muß, weil wir sie weder entbehren noch mit einem gleichbedeutenden ersetzen können.

4) Man vergesse nicht, daß Rousseau hier sein eigener Ankläger ist; daß eine Fantasie

Sie läugnete endlich mit Zuversichtlichkeit, aber ohne heftig zu werden; sie wadnte sich an mich, ermahnte mich in mich selbst zu gehen, ein unschuldiges Mädchen, die mir nie etwas zu Leide gethan, nicht um ihren guten Nahmen zu bringen; aber ich bekräftigte mit einer höllischen Unverschämtheit meine Aussage, und behauptete ihr ins Gesicht, daß sie mir das Band gegeben hat. Das arme Mädchen fing an zu weinen, und sagte weiter nichts zu mir als dieß: Ach Rousseau! ich glaubte Er hätte ein so gutes Gemüth! Er macht mich sehr unglücklich, aber ich möchte nicht an Seiner Stelle seyn.—Das war alles. Sie fuhr fort sich mit eben so viel Simplicität als Standhaftigkeit zu vertheidigen, aber ohne sich den mindesten harten Ausdruck gegen mich zu erlauben. Diese Mäßigung

wie die seinige bey einer solchen Gelegenheit sich stark ausdrückt, und daß der beredteste Sachwalter des armen Mariechens nichts stärker hätte sagen können. Wir, als die Richter in der Sache, müssen uns durch niemand's Beredsamkeit, am allerwenigsten durch die seinige, bestechen lassen.

in Vergleichung mit meinem entschlofsnen Tone that ihr Schaden ⁵⁾. Es schien nicht natürlich, auf der einen Seite eine so teuf-

5) Aber was für Richter mußten das seyn die so urtheilen konnten? Also gerade das, was der stärkste Zug, der unzweydeutigste Karakter der Unschuld und Herzensgüte ist, war das, was einem Mädchen, die immer im besten Rufe gestanden hatte, gegen den entschlofsnen Ton ihres Anklägers (das zweydeutigste unter allen äußerlichen Zeichen der Unschuld) Schaden that! — Und doch, besorge ich, ist diese Art in dergleichen Fällen zu urtheilen die gewöhnlichste. Die Ursache liegt nicht tief. Die meisten Leute gerathen, wenn ihnen Unrecht geschieht, in große Hitze; man hat sich also mechanisch angewöhnt, die Hitze in solchen Fällen für Natursprache der gekränkten Unschuld zu halten; unvermerkt ist eine allgemeine Erfahrungsregel daraus geworden, womit man sich in vorkommenden Fällen behilft, und sich dadurch die Mühe erspart, auf das, worin ähnliche Fälle verschieden sind, Acht zu geben, um diese Differenz, auf welche oft so viel ankommt, mit in Rechnung zu bringen. In Sachen, wo es nur um *a n d e r e r*, zumahl geringer Leute Wohl oder Weh zu thun ist, bemüht man sich nicht gern mit so genauen Berechnungen, und macht lieber kurze Arbeit.

liche Keckheit, und auf der andern eine so engelmäßige Sanftheit vorauszusetzen. Man schien unentschlossen zu bleiben wen man für schuldig halten sollte; aber die Vorurtheile neigten sich doch auf meine Seite. In der geschäftigen Unruhe, worin sich das Haus befand, nahm man sich nicht die Zeit, der Sache auf den Grund zu kommen; und der Graf von la Roque, indem er uns beide fortschickte, begnügte sich zu sagen: Das Gewissen des schuldigen Theils würde des unschuldigen strengster Richter seyn. Seine Weissagung war nicht in den Wind gesprochen: es geht kein Tag vorbey, an dem sie nicht in Erfüllung ginge".

Es ist unmöglich, diese so naive Erzählung zu lesen, ohne daß unser Herz mit Wärme und Rührung für das gute lebenswürdige Marien Partey nähme. Aber davon ist jetzt nicht die Rede. Die Frage ist: Wie verhält sich das Faktum unter den Umständen, mit welchem es der einzige Zeuge desselben, Rousseau selbst, erzählt, zu dem, welches wir oben (im ersten Briefe) aus den Efemeriden ausgezogen haben? Ich will nichts von der

Verwandlung des prächtigen goldgestickten Bandes in ein armes kleines abgeschossenes Band *Couleur de Rose et Argent* sagen. — Aber, faßte man Verdacht wider Rousseau? War es mit der Untersuchung wirklich so weit gekommen, daß man es bey ihm entdeckte? Schien Rousseau wegen des wider ihn gehabten Verdachts ganz befremdet? Bürdete er die That derjenigen auf, die er liebte? Hatte er ihr das Band schenken wollen, um sie vielleicht zu unedeln Gunstbezeigungen geneigt zu machen? Wurde das unglückliche Mädchen mit Schimpf und Schande belegt und aus dem Dienste gejagt? Hat alsdann niemand mehr erfahren was aus ihr geworden ist? — Und ist Rousseau um dieses alles willen ein Bösewicht?

Alles dieß verhielt sich in der Wirklichkeit ganz anders. Jungfer Pontal vermißte ihr Band; man suchte es, wie natürlich; man fand es gar bald bey Rousseau; er wurde auf der Stelle geholt und befragt; er gerieth in Verwir-

rung, stockte und sagte mit Erröthen, Marion hab' es ihm gegeben. Er war dieser Marion gut; aber sie war nicht die, die er liebte. Es war ihm nie eingefallen, sie mit diesem Bande zu unedeln Gunstbezeigungen bestechen zu wollen; sie wurde nicht mit Schimpf und Schande belegt, sondern, ohne daß der Graf de la Roque zwischen ihnen entscheide wollte, bloß mit Rousseau und wie Rousseau aus dem Dienst entlassen; und wenn gleich Rousseau in der Folge nichts mehr von ihr gehört hat, der, (wie er selbst gesteht und wie aus seiner folgenden Geschichtserzählung klar genug erscheint) wenn es ihm wohl ging, wenig an die Zeit, wo er neben der kleinen Köchin Mariechen Lakay im Hause der Gräfin Versellis gewesen war, dachte,—so folgt daraus noch keinesweges, daß niemand mehr was von ihr gehört noch gesehen habe.

Aber warum verfiel denn Rousseau,—nicht in angenommener Befremdung, sondern in der Bestürzung, in der Angst, worin er war, da er plötz-

lich wegen seines Banddiebstahls zur Rede gesetzt wurde, auf den unglücklichen Einfall, gerade die unschuldige Marion anzugeben?

Vor allen andern Dingen müssen wir hier zum Grunde legen, was freylich weder Herr B. noch der Apologist wissen konnte, bis es uns Rousseau, in der offenherzigen Beichte die er der Welt abzulegen für gut gefunden, selbst sagte: daß er damahls (in seinem sechzehnten Jahre) noch ein großer Kindskopf war. Und das darf uns um so weniger befremden, da wir sehen, daß er es, mit allen in ihm schlummernden Talenten und großen schriftstellerischen Kräften, noch in seinem zwey und dreyßigsten oft in einem beynahe unbegreiflichen Grade war. Dieß vorausgesetzt, hören wir seine eigene Beichte. Er hatte das Band, in seiner Otahitischen Sinnesart, genommen, weil es ihn gelüstete. Da er es hatte, und es für sich zu nichts brauchen konnte noch wollte, fiel ihm ein, es Mariechen zu schenken; denn er, der allen lieben hübschen Mädchen und Weibern so herzlich gut war, ohne

dabey Arges zu denken ⁶⁾, war Marie-chen gut, und hätte ihr gerne was zum Andenken geben mögen. Sie lag ihm also gerade damahls im Sinne: und da er sich so plötzlich in dem Falle sah, entweder vor so vielen Zeugen einen Diebstahl zu gestehen, oder sich zu entschuldigen; so entschuldigte er sich, in der Angst, auf Unkosten der ersten Person die ihm einfiel, und beschuldigte sie, daß Sie gethan hätte, was Er hatte thun wollen. „Als ich sie hernach kommen sah, (fährt er fort) so zerrifs mir ihr Anblick das Herz; aber die Gegenwart so vieler Leute hatte mehr Gewalt über mich als meine Reue. Ich fürchtete die Stra-

6) Er bekennt ja aufrichtig: daß auch damahls die Ruthe, die er als Knabe von sieben oder acht Jahren von der ältlichen Mademoiselle Lambercier und von der kleinen Mademoiselle Goton (Gretchen) bekommen hatte, die einzige grofse *derniere faveur* war, wovon seine Imaginazion eine Vorstellung hatte; und daß z. B. alles, was seinem Wahne nach, Armide ihrem Rinaldo zu Liebe thun konnte, weder mehr noch weniger war, als ihm recht oft und tüchtig die Ruthe zu geben.

fe wenig; ich fürchtete nichts als die Schande: aber diese fürchtete ich mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als die ganze Welt. Ich hätte auf der Stelle in die Erde versinken mögen: aber die unüberwindliche Scham wurde über alle andere Gefühle Meister; die Scham allein machte mich unverschämt; und je mehr ich mein Verbrechen erschwerte⁷⁾, je unerschrockener machte mich das Entsetzen vor dem Gedanken es zu gestehen. Ich sah nichts mehr als den schrecklichen Zustand, öffentlich, in aller Gegenwart, für einen Dieb, Lügner, falschen Ankläger eines Unschuldigen, erkannt und erklärt zu werden. Eine allgemeine Betäubung beraubte mich jedes andern Gefühls. Hätte man mich zu mir selbst kommen lassen, ich würde unfehlbar alles entdeckt haben. Hätte mich der Herr von la Roque in ein anderes Zimmer genommen, hätt' er mir gesagt: Richtet das arme Mädchen nicht zu Grunde; wenn ihr schuldig seyd, so gesteht es mir—ich hätt'

7) Nämlich durch das halsstarrige Beharren auf der falschen Anklage.

te mich ihm auf der Stelle zu Füßen geworfen: dessen bin ich vollkommen gewiss. Aber, anstatt mir Muth zu machen, that man alles mögliche um mir Angst einzujagen. Mein Alter ist auch noch ein Umstand, der billig in Betrachtung gezogen werden muß. Ich hatte kaum die Kinderjahre zurück gelegt, oder vielmehr ich war noch nicht viel mehr als ein Kind. In der Jugend sind schwarze Verbrechen, die es wirklich sind, noch sträflicher als in reifen Jahren: aber was an sich bloße Schwäche ist, ist es in diesem Alter weit weniger; und mein Vergehen war im Grunde doch nichts andres. Auch quält mich die Erinnerung daran nicht sowohl um des Übels in der That selbst, als um dessen willen, was die Folge davon (für das arme Mädchen) war".—Aber gerade hierüber hat ihn seine Imaginazion, (die ewige Peinigerin seines Lebens) wie ich oben gezeigt habe, mit unwahrscheinlichen Schreckbildern über alle Gebühr gequält. Die Entlassung der Marion aus dem Hause des Grafen de la Roque—wegen einer so armseligen Kleinigkeit als die Entwendung eines alten rosenfarbnen Bandes, die nicht ein-

mahl auf sie erwiesen war, sondern bloß auf einem verdächtigen Zeugnisse beruhete — konnte für ein so gutes Mädchen schwerlich die grausamen Folgen haben, die er sich vorstellte; und der Umstand, daß er in seinem Leben nichts wieder von ihr gehört, war mehr unglücklich für ihn selbst, weil er ihn sein ganzes Leben durch einer ängstlichen Einbildungskraft Preis gab, als daß sich mit Grunde daraus schliessen liesse, er würde traurige Nachrichten von ihr eingezogen haben, wenn er sich genau nach ihr erkundiget hätte ⁸⁾.

8) Rousseau sagt nicht, daß er dieses jemahls gethan habe. Unmittelbar nach der That liefs es ihm die mächtigste der Furien, die Scham, nicht zu: und nachdem er einmahl wieder über die Gebirge war, hatte er keine Gelegenheit mehr dazu. Auch kann man einem Menschen von seiner Gemüthsart mit moralischer Gewifsheit zutrauen, daß in der Folge die bloße Furcht, traurige Nachrichten zu hören, hinlänglich gewesen wäre, ihn von genauen Nachfragen abzuhalten, wofern er auch in die Lage gekommen wäre, den Aufenthalt und die Umstände einer in der Welt so wenig bedeutenden Person auszukundschaften.

Wie sehr aber auch seine so ungewöhnlich lebhaft und geschäftige, romantische, alles aufs äußerste treibende, und so gern ins schwarze mahlende Fantasie die bösen Folgen dieses einzigen Verbrechens, das eine Narbe in seiner Seele zurück liefs, vergrößert haben mochte: so war es doch von einem Herzen wie das seinige nicht anders zu erwarten, als dafs er nie aufhören würde, sich selbst wegen des unglücklichen Fleckens in seinem Leben Vorwürfe zu machen. Dem ungeachtet behaupte ich ohne Bedenken, und ohne Furcht von einem tiefern Forscher des menschlichen Herzens delfswegen angefochten zu werden: dafs — alle Umstände, welche Rousseau im ersten Buche seiner *Confessions* von seiner Kindheit und angehenden Jugend erzählt, vorausgesetzt — er entweder dieser individuellen J. J. Rousseau nicht seyn, oder ein fysisches Wunder in ihm hätte gewirkt werden müssen, wenn er in jenem kritischen Augenblicke sich anders betragen haben sollte.

Ich überlasse nun dem Wahrheit liebenden Leser, dem alles was ihn zu ge-

nauerer Kenntniß des menschlichen Herzens führt wichtig ist, seine eigenen Betrachtungen über die Anekdote der Efe-meriden, meine Briefe über dieselbe, und Rousseaus Selbstgeständniß und Selbstvertheidigung in den *Confessions* — einem an Stoff zu den interessantesten Betrachtungen so reichhaltigen Buche — anzustellen.

Wenn sich bey Vergleichung dieser drey verschiedenen Dokumente über einerley Gegenstand zeigen wird, daß Rousseaus Apologist, durch die billige Voraussetzung, daß wenigstens nicht alle Umstände in Herrn B.s Erzählung verfälscht seyn würden, öfters von derselben irre geführt, und auf zwar an sich richtige Schlüsse, aber doch Schlüsse aus unrichtigen *Datis* geleitet worden sey: so wird man doch nichts desto weniger finden, daß er seine Hauptabsicht, in so fern sie von der historischen Wahrheit des Faktums unabhängig war, nicht verfehlt habe; und daß diese ganze Verhandlung über eine Anekdote, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen machte, noch immer nützlich genug wäre, wenn sie auch zu weiter

nichts als einem Beyspiele diene, mit welcher Behutsamkeit und Zartheit man im Urtheilen über die Triebfedern, Absichten und innere Moralität einzelner Personen und Handlungen verfahren müsse, und welche feine Instrumente, welche eine leichte Hand erfordert werde, um bey Zerlegung des menschlichen Herzens die zarten, oft kaum sichtbaren Fasern nicht zu zerreißen, die man entdecken will, und von deren oft sehr fein verwikkeltem Zusammenhange die Erklärung der schwersten psychologischen Aufgaben abhängt.

...als ein Beispiel
...Bedingungen
...in der Natur
...und inneren
...Verhältnisse
...welche
...wird
...der
...die
...zu
...und von
...der
...

FREYMÜTHIGE GESPRÄCHE

Ü E B R

EINIGE NEUESTE

WELTBEGEBENHEITEN.

Gehalten im Jahre 1782.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTEN LENOX TILDEN FOUNDATION

500 FIFTH AVENUE NEW YORK CITY

1897

Acquired in 1897

ERSTES GESPRÄCH.

Wald er. Aus dem Munde des einzigen Protestanten, der heute an unserer Tafel saß, hätte ich mir eine so eifrige Vertheidigung des Mönchswesens und der Hierarchie nicht vermuthet.

Diethelm. Eifrige sagen Sie?—Das wäre mehr als meine Meinung war. Aber beynahe besorge ich selbst, der Muthwille, womit diese jungen Neulinge auf alles was ihren Vorältern heilig war losstürmten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter bescheidenen Gegnern geblieben wäre.

Wald er. Dafür haben Sie auch mit aller Ihrer Beredsamkeit schwerlich mehr gewonen, als daß jeder Ihrer Zuhörer mit der Überzeugung weggegangen ist, Sie könnten eine schlimme Sache gut vertheidigen.

Diethelm. Was das Gewinnen betrifft, so glauben Sie wohl, daß ich mir von dieser Seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmahl den fatalen Zeitpunkt erlebt, wo selbst die Beredsamkeit eines Basilus, Chrysostomus und Bernardus — wenn diese Heiligen auch in Person wieder kämen und ihre Vertheidigung übernehmen wollten — zu Schanden darüber würde. Aber wir sind jetzt unter vier Augen, und niemand wehrt uns, einander unsre wahren Gedanken ohne Zurückhaltung mitzutheilen. Halten Sie die Sache, deren ich mich annahm — weil sich sonst niemand ihrer annehmen wollte, — wirklich für so schlimm, daß sie keine gute Seite hätte?

Walter. Welche Frage! Wo ist ein Ding in der Welt, das keine gute Seite hätte?

Diethelm. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen —

Walter. (ironisch) Ein vernünft-

tiges, dem ersten aller göttlichen Gesetze — dem Gesetze der Natur, gemässes und den wesentlichsten Endzwecken der bürgerlichen Gesellschaft sehr beförderliches Institut gewesen? nicht wahr?

Diethelm. (gelassen) Nun, das möcht' ich eben nicht zu behaupten haben! Aber diess werden Sie mir doch zugeben: dafs eine Zeit war, wo das Mönchswesen der Kirche und dem Staate viele wichtige und wesentliche Dienste geleistet hat?

Wald er. Ich hätte grosse Lust Ihnen diess — nicht zuzugeben; und ich würde nicht verlegen seyn zu zeigen, wie Kirche und Staat Mittel gefunden haben könnten, sich diese wichtigen und wesentlichen Dienste durch andre Leute auf eine wohlfeilere und unschädlichere Art leisten zu lassen, als durch die Mönche. Aber diess würde uns zu weit führen, und am Ende doch zur Entscheidung der Frage, wie sie jetzt gestellt wird, wenig beytragen. Gesetzt also, ich hätte Ihnen zuge-

geben was Sie verlangt haben; gesetzt, das Mönchswesen habe in jenen finstern Jahrhunderten, wo es entstand und sich so schnell und mächtig ausbreitete, der Welt wirklich Gutes gethan: was beweiset dieß für seinen Nutzen, für seine Schicklichkeit im u n s r i g e n? — Es war eine Zeit, wo die Bewohner Europens Eicheln aßen und Büffelshörner vor der Stirne trugen, und sich wohl dabey zu befinden glaubten. Es war eine Zeit, wo der Adel, von Kopf zu Fuß gepanzert, mit Schild und Speer auf Abenteuer auszog, um Räuber und Heiden zu bekämpfen, bedrängte Jungfrauen zu erlösen, Wittwen und Waisen zu beschützen, kurz, überall sich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen — welches wahrlich ein sehr löbliches Unternehmen war, und dem Institut der fahrenden Ritterschaft zu seiner Zeit großen Ruhm und Ansehen zuwege brachte. Wollten wir aber darum diese Zeiten wieder hergestellt sehen?

Diethelm. Warum nicht? Die Menschheit gewänne vielleicht mehr dabey als sie verlöre —

Wald er. (erstaunt) Das Institut der alten Ritterschaft in unsern Zeiten?

Diethelm. Nicht doch! die Zeiten mit dazu, das versteht sich! Zeiten, worin dieß Institut an seinem rechten Platze war, und außer welchen freylich Reinhold von Montalban und der große Roland selbst nur Don Quischotte wären.

Wald er. O das ist ein andres, mein Herr! Ich dachte wir sprächen im Ernste. Wenn es aber aufs Wünschen ankommen soll, warum wünschen wir nicht lieber gleich mit Einem großen Zauberwunsche das ganze Geschlecht Adams nach Eldorado, oder ins Severambenland? — Bis dahin ließen wir, dächte ich, die Zeiten wie sie sind; und da möchten denn wohl in den unsrigen die Mönche gerade so nöthig und nützlich seyn als — die Ritter von der runden Tafel.

Diethelm. Auch glauben unsre vernünftigen Leute an ihre Skapuliere, Loretto-glöckchen, Lukas- und Agatha-Zet-

tel, Ignazius-Bleche, C†M†B†, wunderthätigen Bilder, Gespensterhistorien, Exorcismen, u. s. w. gerade so viel an die bezauberten Waffen, Talismane, unsichtbar machenden Dinge, Hippogryfen, Wassernixen, Zauberer und Feen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein Freund, die runde Tafel, die Turnierspiele und das ganze irrende Ritterwesen ist vorbey: das Mönchswesen hingegen hat sich, trotz aller Policierung, Anklärung und bessern Staats-Organisation des christlichen Europa, bis Anfangs dieses 1782sten Jahres im Besitz aller seiner, wohl oder übel, erworbenen Rechte, Befreyungen, Güter und Reichthümer — und (was nicht das unbedeutendste ist) auch im Besitz seines Einflusses auf den größern Theil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Popelli in der katholischen Christenheit erhalten — und dieß, däucht mich, macht einen großen Unterschied.

W a l d e r. Sie meinen also, ein so weit-
ausgebreitetes, so tief eingewurzeltes Institut, wie das Mönchswesen noch bis die-

sen Tag ist, könne leichter verbessert als gänzlich aufgehoben werden?

Diethelm. O, was das betrifft, auch das letztere möchte in unsern Tagen leichter zu bewerkstelligen seyn, als man beym ersten Anblick denken sollte. Weder die Mönche noch die Laien sind in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts mehr was sie ehemahls waren. Jene scheinen die Unfüglichkeit ihres Daseyns in einer Welt, wo der Mann im Monde kaum eine seltsamere Figur machen würde, unter Menschen, denen sie theils sehr entbehrlich, theils überlästig, theils gar verächtlich sind, selbst zu fühlen. Nichts entschädigt sie mehr für das Opfer aller ihrer Menschenrechte und Ansprüche an häusliches Glück, das sie ihrem unnatürlichen Stande bringen müssen. Die besten unter ihnen (und wer läugnet, daß es sehr vortreffliche, sehr ehrwürdige Männer unter ihnen giebt?) wissen sehr wohl, daß sie das was sie sind auch in einem andern Stand seyn könnten, und seufzen heimlich unter der erdrückenden Last ihrer Gelübde, welche zu tragen man ent-

weder ein Halbgott oder — ein Vieh seyn muß. Überall setzt sich die Vernunft unvermerkt wieder in den Besitz ihrer unverlierbaren Rechte, und selbst von den Augen des Volks fällt eine Schuppe nach der andern ab. Wenigstens in den höhern Ständen blenden die alten Blendwerke niemand mehr. Popanze, deren bloßer Nahmen sonst Helden zittern machte, werden jetzt sogar von Knaben verlacht. Der furchtbare Fluch des Ernulfus, der ehemahls so große politische Wunder wirkte, hat die magische Kraft verloren, die ihm die unwissende Einfalt unsrer Vorfahren beylegte — Kurz, alles ist zu einer großen Revolution vorbereitet, die der Herrschaft des Aberglaubens den Untergang droht, und die Religion in ihre ursprüngliche edle Simplicität und wohlthätige Lauterkeit wieder einzusetzen verspricht.

W a l d e r. Dank sey dem Himmel wenn es so ist! — Aber was für Aussichten giebt Ihnen diess für die Sache, die Sie in Ihren Schutz genommen haben? Was meinen Sie daß die geistliche Ritterschaft des Römischen Hofes

sich von dem Tage, der in den Köpfen aller guten Katholiken aufzugehen anfängt, zu versprechen hat?

Diethelm. Wenn ich glaube, daß die gänzliche Einziehung und Abschaffung aller religiösen Ordensstiftungen in unsern Zeiten eine sehr mögliche Sache sey, so habe ich damit noch nicht eingestanden, daß ich sie so geradezu für billig, oder der Kirche und dem Staat für zuträglich halte.

Walder. (befremdet) Wie? Die Mönche, unter irgend einer Gestalt oder Modifikation, bey welcher sie Mönche bleiben, der Kirche, dem Staat, nützlich? Sie machen mich auf den Beweis eines so paradoxen Satzes sehr begierig!

Diethelm. Ich sage nicht, daß die Mönche unter irgend einer Modifikation, bey welcher sie gerade solche Mönche bleiben wie sie bisher waren, von einigem Nutzen, der sie der Erhaltung werth machte, seyn würden. Ganz gewiß ist das, was Sie und ich unter dem Mönchs-

geiste verstehen, einer der unsaubersten Geister, die jemahls von menschlichen Leibern Besitz genommen haben. Aber, was hat die ursprüngliche Regel des heiligen Augustin oder Benedikt mit dem Mönchsgeiste zu schaffen? Und wenn nun eine Anzahl Klöster in jedem katholischen Lande auf die genaueste aber freywillige Beobachtung dieser Regeln zurück gesetzt würde, (so lang' es noch Menschen geben mag, die sich aus eigener Bewegung dazu entschliessen) hätten wir nicht Ursache, solche Institute, zumahl wenn sie noch alle Modifikationen, die der Aufklärung und dem Bedürfnis unserer Zeit angemessen sind, erhalten hätten, für nützlich anzusehen?

Walder. Und diese Modifikationen, worin sollen sie bestehen?

Diethelm. Ich denke mir, zum Beispiel, eine Art von klösterlichen Stiftungen, worin eine kleine Anzahl (denn klein wird sie unter diesen Umständen immer bleiben) von Personen, die sich zu einem kontemplativen und

abgeschiednen Leben berufen fühlten, mit freywilliger Begehung aller Vortheile der Welt, aber auch ohne ihre Pflichten, Sorgen und Zerstreuungen, sich lediglich der ruhigen Betrachtung der himmlischen Wahrheiten widmeten, und in ihrem Wandel die Unschuld, Einfalt und Reinigkeit des ersten Christenthums darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle Formen, Gebräuche und Übungen, die an der beschränkten Vorstellungsart jener Zeiten der Unwissenheit und Einfalt hängen, und mit den richtigern Begriffen der unsrigen unverträglich sind. Ich entbinde sie von dem Zwang ewiger Gelübde, lasse ihnen die Freyheit in die Welt zurück zu kehren —

Wald er. Kurz, Sie heben die religiösen Orden mit ihrer ganzen dermahligen Verfassung, ihre Gesetze, Gebräuche und Übungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren Geist und Zweck auf, nehmen den reichen Ordensleuten ihren unnützen Reichthum, den armen ihren dem Volk überlästigen Bettelsack ab, und verwandeln durch eine Operazion, die alle Ver-

wandlungen der Fabel übertrifft, die Klöster und ihre dermahligen Einwohner, aus dem was sie jetzt größten Theils sind,

— *fruges consumere nati,*

Remigium vitiosum Ithacensis Ulysssei,

in apostolische Christen, wie sie sich dem guten mystischen Fenelon, in den seligen Träumen seiner sanften Seele, nach dem Ideal eines Ignazius, Polykarpus u. s. w. darstellten! — Lieber Freund! was soll ich Ihnen antworten, wenn Sie die Beybehaltung des Mönchswesens auf Ovidische Metamorfosen gründen?

Diethelm. Lassen Sie mich den Ausleger meiner Meinung seyn, Walder! Ich gestehe gern, daß die ungeheure Anzahl der Mönche, die jetzt für manchen Europäischen Staat so drückend ist, durch meinen Vorschlag im Ganzen vielleicht auf wenige hundert zusammen schmelzen würde. Desto besser! Diese Wenigen würden der Welt in zehn Jahren mehr Gutes thun, als die ganze Möncherey, wie sie

bisher gewesen ist, in eben so viel Jahrhunderten. In ihren einsamen Wohnungen würden sich Menschen bilden, wie man in der Welt keine mehr sieht, und wie die Welt doch so sehr v o n n ö t h e n hat — wahre G o t t e s m ä n n e r, ächte W e i s e, über welche die Verführungen und Versuchungen, denen wir Weltleute fast immer unterliegen, keine Gewalt hätten; die, zu Erduldung jedes Unge- machs, zu Entbehrung jeder Gemächlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens ge- wöhnt, den festen Muth und die aushal- tende Stärke hätten, sich dem Strome des sittlichen Verderbens entgegen zu stellen, und Wahrheit, Gerechtigkeit, allgemei- nes Bestes zu ihrem einzigen Zwecke zu machen. Sagen Sie mir, wo anders als in einer solchen Lebensordnung hätte sich ein Mann wie der grofse X i m e n e s bil- den können? Ein Mann, dessen Karak- ter der Menschheit so viel Ehre bringt, dafs ich (falls die Sache von mir abhinge) versucht wäre, die ganze unzählbare Fa- milie des guten Serafischen V a t e r s —so wenig ihrer auch darunter sind die er für seine Söhne erkennen würde — beyzubehalten, wenn ich gewifs wäre,

dafs alle funfzig Jahre nur ein einziger Ximenes aus ihrem Schoofse hervorgehen sollte.

Wald er. Ich verehere den grofsen Mann wie Sie: aber wahrlich, das hiesse einen Ximenes theuer erkaufte! Und warum so theuer? Erinnern Sie Sich des eben so vortrefflichen, vielleicht im Grunde noch gröfsern und bessern Johann von Palafox! Welchem Helden der Tugend, den irgend ein Zeitalter hervorbrachte, kann man diesen Mann nicht an die Seite stellen? — Und Palafox war kein Mönch! — Männer von dieser Art sind auferordentliche Erscheinungen in der moralischen Welt. Sie werden weder in Klöstern noch Filanthropinen gebildet; sie fallen gleichsam aus den Wolken herab. Der Himmel selbst hat sie erzogen, sie zu besondern Verrichtungen die nur durch sie geschehen konnten, herabgeschickt und ausgerüstet; sie erscheinen, führen ihren Auftrag aus, und verschwinden wieder, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen. — Lieber Freund! So wenig an der Zahl auch die Klöster seyn möch-

ten, welche Sie beybehalten wissen wollen: so würden auch diese wenigen zu viel seyn, wenn Sie keine andre Absicht dabey hätten, als Männer Gottes, in der reinen Bedeutung dieses Wortes, darin gebildet zu sehen. Schulen, Seminarien, Institute, unter welchem Nahmen Sie wollen, können (wenns noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geschäftsmänner, Kameralisten, Negocianten, Kriegsleute, u. s. w. erziehen: aber die Ximenes, die Sarpi, die Palafox, kommen von selbst. Ich sage noch mehr. Wenn Sie die Saiten auch nicht so hoch spannen, wenn Sie in den wenigen Klöstern, auf welche Sie das Mönchswesen zurück setzen, auch nur eine gewöhnlichere Art von Menschen, aber reine Sitten, exemplarische Frömmigkeit, und den Geist des unverfälschten Christenthums sehen wollten; so würden Sie gleichwohl Ihren Zweck verfehlen; und diese wenigen, so gut auch ihr Anfang seyn möchte, würden binnen funfzig Jahren schon wieder so unlauter und verdorben seyn, als der Orden der Mindern Brüder schon bey Lebzeiten seines unschuldigen und wohlmeinenden Stifters war.

Diethelm. Die Ursachen, warum die Familie des heiligen Franciskus so bald ausartete, würden bey meinen Klöstern, unter den Abänderungen die ich voraussetzte, gänzlich wegfallen.

Wald er. Nun ja—ich besinne mich! Ihre Mönche würden freylich — keine Mönche seyn.

Diethelm. Eine Art von Cönobiten, christliche Pythagoräer, wenn Sie wollen, auf eine kleine Anzahl und auf das bloße Nothwendige eingeschränkt, einer zweckmäßigen Lebensordnung oder Regel freywillig unterworfen, übrigens einander alle gleich, und von der Hierarchie ganz abgeschnitten—wo sollte da die Verderbnis herkommen?

Wald er. Wo sie herkam, als nur ein Paar Menschen in der Welt war, und unschuldigere Menschen, als Sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über alles hinausgehen, was ich sagen könnte um zu beweisen, daß Ihre christli-

ehen Pythagoräer sich unvermerkt entweder in bloße Philosophen, Mathematiker, Sternseher, Sprach- und Alterthums-Forscher—oder in eine neue Art von Jesuiten—verwandeln, oder ganz aussterben würden. Ich will Ihnen die etlichen hundert Cönobiten, die Sie auf Ihre vorgeschlagene Weise beybehalten oder vielmehr neu gestiftet wissen wollen, gelten lassen. Aber, was sind diese gegen das unermessliche Mönchswesen, welches Sie entweder abschaffen, oder wie es jetzt ist lassen müssen? Dafs das Letztere ungereimt sey, haben Sie selbst eingestanden: und das Erstere würde, wie Sie sagten, weder billig, noch dem Staat und der Kirche zuträglich seyn.

Diethelm. Sie erinnern mich, dafs ich Ihnen meine Erklärung über einen heutigen Tages so paradox klingenden Satz noch schuldig bin. Gut! — ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie ich die Sache ansehe.--Sie hat viele Seiten, und kann aus mehr als Einem Gesichtspunkte betrachtet werden. Allein unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten ist doch nur Einer,

woraus sie angesehen werden muß, wenn die Frage ist, ob die klösterlichen Stiftungen länger bestehen sollen oder nicht? Und diesen Gesichtspunkt kann doch bloß die Gerechtigkeit und das allgemeine Beste angeben? Die religiösen Orden, sowohl diejenigen, deren

Wohl begründete fruchtbare Kapitale
Aus fetten Gütern uns entgegen glänzen,

als diejenigen, die, wie Homers Cyklopen,

— — — Sich auf die Götter verlassend,
Nimmer pflanzen noch säen und nimmer
die Erde beackern,

alle diese Orden sind nun einmahl größten Theils seit vielen Jahrhunderten im rechtmäßigsten, auf landesfürstliche und päpstliche Vergünstigungen, und —was ihre Güter betrifft—entweder auf fromme Stiftungen und Schenkungen, oder auf bürgerliche Kontrakte bestens begründeten Besitz ihrer Rechte, Befreyungen, Güter und Einkünfte. Wenn ein sowohl begründeter Besitzstand nicht hinlänglich ist eine Gesellschaft oder

Gemeinheit bey ihrem Eigenthume zu schützen: wer würde künftig bey dem seynigen sicher seyn?—Aber, falls auch diese Betrachtung nicht im Wege stände: wie ungewiß ist es immer, ob der Gebrauch, den man von den Reichthümern der geistlichen Orden machen wird, den Staat für das, was er durch ihre Aufhebung verlöre, entschädigen werde? Ich verstehe unter dem Staate diejenigen, um derentwillen der Staat, oder die bürgerliche Verfassung da ist—denn ein Grundsatz, über welchen wir hoffentlich einig sind, ist: daß der Staat der Menschen wegen, und nicht die Menschen des Staats wegen da sind.

Wald er. Ehe der Staat ist, müssen freylich Menschen seyn, und alsdann wird er allerdings um der Menschen willen errichtet: so bald er aber eingerichtet ist, kann man mit der größten Richtigkeit sagen, daß die Menschen eben so wohl des Staats wegen da sind, als dieser der Menschen wegen. Aber was wollen Sie aus Ihrem Grundsatz erweisen?

Diethelm. Ich denke, Sie werden

mir zugeben, daß es nicht bloß Aberglauben oder dumme Ehrfurcht vor uralten Vorurtheilen ist, was die Klöster, bey den großen Veränderungen, die in allen übrigen Theilen der alten Verfassung Europa's vorgegangen sind, bis auf diesen Tag erhalten hat. Ohne Zweifel hat der weit ausgebreitete Vortheil, den die Bewohner der katholischen Staaten von diesen Instituten ziehen, vielleicht das meiste dazu beygetragen. Man kann sie als eine Art von Fidei-Kommissen ansehen, die eben so viele nie versiegende Quellen von Versorgung vornehmlich für den Bürger- und Bauernstand sind, welche diesen Ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr das Bedürfnis solcher Hülfquellen täglich zunimmt. So lange die Klöster beybehalten werden, kann doch jeder Hausvater, der sich mit einer zahlreichen Familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner Kinder auf diese Weise —

Walder. (ihm einfallend) sich mit Ehren vom Halse zu schaffen? — Bey den Sinesern wirft man die Neugeborenen, wenn man nicht Lust

hat sich mit ihrer Erhaltung abzugeben, in die Kanäle oder auf die Straße; und dießs Mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als Ihr angerühmtes Versorgungsmittel, wenigstens in manchen Fällen. Sprechen Sie im Ernste, Diethelm? oder soll ich Ihnen die Schriften nennen, worin Sie diesen angeblichen Vortheil der Klöster auf seinen wahren Werth reducirt finden können, und die — in jedermanns Händen sind.

D i e t h e l m . Ich will Ihnen diese Mühe ersparen. Alle Stände in der Welt haben ihr Gutes und Böses. Der Klosterstand hat Ungemächlichkeiten, welche durch die bloße Freyheit ihn wieder verlassen zu dürfen hinlänglich vergütet würden.

W a l d e r . Die Untersuchung dieses Punkts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese Art von Kinder-Aussetzung, die man Versorgung in einem Kloster nennt, in Rücksicht auf die Ausgesetzten für eine wirkliche Versorgung gelten lassen wollten: so blieben noch immer die Fragen zu beantworten: Befinden sich die Familien desto bes-

ser dabey? Würde es für den Bürger- und Bauernstand nicht zuträglicher seyn, wenn er, für das was es ihm kostet einen Sohn in ein Kloster zu bringen, und (falls es in einen Mendikanten-Orden ist) ein lebenslänglicher Wohlthäter dieses Ordens zu seyn, — wenn er, sage ich, seinen Sohn dafür irgend eine bürgerliche Handlung ergreifen liesse, wobey er durch Geschicklichkeit, Fleiß und gute Aufführung sich selbst, seiner Familie und dem Staate nützlicher seyn könnte als in dem unfruchtbringenden Stand eines geweihten Müßiggängers?

Dafs dieß Wahrheit sey, davon kann sich jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er in Deutschland die Volksmenge und den Nahrungsstand der protestantischen Länder (wo man seit dritthalbhundert Jahren von dieser traurigen *Ressource* nichts weiß) mit beiden in den katholischen vergleicht. Wie hoch sich der geistliche Vortheil belaufen kann, den ein Staat von so oder so viel Tausenden, zehn Tausenden oder hundert Tausenden meistens wohl genährter, gesunder und

baumstarker Mönche ziehen mag, deren Seelen- und Leibeskräfte (wenigstens in so ferne sie ihren Gelübden treu bleiben) für das gemeine Wesen fast gänzlich verloren gehen, und die ihren Mitbürgern mit nichts als—Singen und Beten dienen,—will ich andern zu berechnen überlassen. Aber dieß ist offenbar: daß sich sowohl von den Kloostergütern als von den Kloostermenschen kein Gebrauch erdenken läßt, der dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen Weltverfassung unträglicher wäre, als derjenige, der davon gemacht wird, so lange das Mönchswesen auf dem Fusse bleibt, wie es bisher in Deutschland und einigen andern Europäischen Ländern gewesen ist.

Diethelm. Habe ich Ihnen die Nothwendigkeit einer durchgängigen gründlichen Reformation desselben nicht schon eingestanden? Aber Reformieren ist nicht Aufheben; und alles was ich am Ende behauptete, ist bloß: daß die Klöster nicht aufgehoben werden sollten, so lange eine Möglichkeit

ist, sie dem gemeinen Wesen nützlich zu machen. Und wer kann an dieser Möglichkeit zweifeln? Die Klosterleute leisteten ehmahls der Kirche und dem Staat gute Dienste. Warum sollten sie das, unter den gehörigen Abänderungen, nicht auch noch jetzt thun können? Man gebe ihnen eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung und Bestimmung. Man verwandle den größten Theil der Klöster, nach Maßgabe ihrer Lage, Einkünfte u. s. w. in wohl eingerichtete Hospitäler, Findelhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser u. s. w. und beschäftige die Mönche mit der Aufsicht, Besorgung und Bedienung derselben im Leiblichen und Geistlichen. Man schaffe einige andre in Erziehungs-Institute um—etwa nach den Muster der Württembergischen Klosterschulen, oder der Schul-Pforte, des Klosters Berga bey Magdeburg, u. a. in welchen seit ein paar Jahrhunderten so viele gelehrte und berühmte Männer ihre erste Bildung erhalten haben—so werden sie auch unsern Zeiten nützlich werden. Ihre Stiftungen, ihre Güter und Reichthümer sind nun einmahl zu frommen Ver-

wendungen gestiftet. Die wohlmeinende aber übel berichtete Einfalt unsrer Vorältern hat sie Gott und seinen Heiligen geschenkt, und auf ewig zum unveräußerlichen Eigenthum übergeben — Gott und seine Heiligen (sagt man) können nichts von diesen Geschenken und Vermächtnissen brauchen. — Gut! aber der Geist des Christenthums und die klaren Vorschriften Jesu Christi sollen die Ausleger der frommen Meinung jener Stifter und Wohlthäter der Klöster seyn. Was Gott gewidmet wird, ist zu Gott gefälligen Werken gewidmet. Die Gott gefälligsten Werke sind die Werke der Menschenliebe; und die wohlthätigsten von diesen sind fortdauernde, wohl eingerichtete, wohl unterhaltene, und gewissenhaft verwaltete öffentliche Anstalten zu Versorgung Hülfbedürftiger und Nothleidender; Anstalten, wodurch der menschlichen Gesellschaft unzählige brauchbare Glieder erhalten werden die sonst zu Grunde gehen müßten, unzählige brauchbar gemacht werden die ihr sonst nur überlästig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere Art, und, mit ver-

dienstvoller Verläugnung aller zeitlichen Vortheile und Weltfreuden, lediglich Gott, d. i. ihrem Nebenmenschen um Gottes willen, zu dienen verlobt haben—schicken sich am besten, den verschiedenen Ämtern und Bedienungen, welche in solchen Instituten nöthig sind, vorzustehen—da sie reinere Beweggründe als die Weltleute, und weder ihre Zerstreuungen noch Versuchungen noch eigennützigen Nebenabsichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese Weise die Klosterstiftungen für die Menschheit und für die Staaten werden, worin sie sich noch in so großer Anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im Himmel (wie die katholische Kirche glaubt) noch immer den wärmsten Antheil an allem Guten was auf Erden geschieht nehmen: wie sehr würden sich die frommen Ordensstifter Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno, Norbert, Franciskus, Dominikus, u. s. w. freuen, ihre so zahlreichen, und größten Theils so wohl begüterten Familien aus einer anstößigen und verächtlichen Unbrauchbarkeit heraus gehoben, und aus *fruges consumere na-*

t's (wie sie jetzt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehrwürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft verwandelt zu sehen!

W a l d e r. Und glauben Sie, mein Freund, daß die Söhne der vorbelobten heiligen Ordens-Patriarchen Augustin, Benedikt, Bernhard, Benno, u. s. w. geneigt seyn würden, diese heilsame Verwandlung zu erleiden, wenn es von ihrem Willen abhinge?

D i e t h e l m. Ich habe, wenigstens von vielen unter ihnen, eine so gute Meinung, daß ich mir getraute, es auf ihren Willen ankommen zu lassen. Gesetzt aber auch, der Willigen wären weniger als ich mir vorstelle: sollte dieß eine so löbliche, so gemeinnützige, so nöthige Veränderung aufhalten können? In einem solchen Falle ist die höchste Macht im Staat berechtigt, Leuten, die nicht wollen was sie sollen, den Willen zu machen.

W a l d e r. Aber Sie scheinen vergessen zu haben, daß alle diese ehrwürdigen Herren, aus denen Sie Spitalvorsteher,

Waisenpfleger, Krankenwärter u. s. w. machen wollen, sich der Kirche und nicht dem Staate gewidmet haben; daß die meisten unter ihnen Priester sind —

Diethelm. Was sie, nach dem Bedürfnis der Kirche, und selbst nach der ursprünglichen Regel und Bestimmung ihres Ordens, nicht seyn sollten! — Da treffen Sie just auf den rechten Fleck, Walder! Das Priesterthum der Mönche ist gerade der erste Mißbrauch, dessen Abschaffung in unsern Zeiten unumgänglich nöthig ist. Die Kirche braucht keine größere Anzahl von Priestern, als die Handhabung des öffentlichen Gottesdienstes und das was man Seelsorge nennt, erfordern. Dieser Grundsatz macht wenigstens den größten Theil der Priester Mönche zu höchst entbehrlichen Überzähligen, die im Weinberge des Herrn müßig, und (wie die Erfahrung lehrt) den wirklich angestellten Arbeitern öfters nur im Wege stehen. Wenn es also unläugbar ist daß die Kirche ihrer nicht bedarf: warum sollte der Umstand, daß sie sich der Kirche oder vielmehr dem

Dienste Gottes gewidmet haben, ein rechtmäßiges Hinderniß seyn können, sie sammt und sonders zu solchen wohlthätigen Verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil sie dem Staate wichtig und unentbehrlich sind, dem allgemeinen Vater der Menschen gewiß nicht weniger wohlgefällig seyn können?

Wald er. Sie kommen dem Grunde der Sache immer näher, und so nahe, daß wir unvermerkt zusammen treffen, und die Auflösung des Problems, die wir suchen, auf einmahl gefunden haben werden. Alles kommt zuörderst darauf an, daß wir uns recht verstehen, d. i. bey den Worten, die wir gebrauchen, einerley denken, und die Frage in ihre einfachsten Bestandtheile auflösen. Fürs erste also lassen Sie uns alles Zweydeutige von den Worten Kirche und Staat entfernen. Man hört und liest nur allzu häufig, daß von beiden so gesprochen wird, als ob sie einander entgegen stehende Dinge wären, und ganz verschiedenes Interesse hätten. Diese Art zu reden setzt sehr verworrene und irrige Begriffe voraus. In einem Christlichen

Land e können Kirche und Staat unmöglich zweyerley Interesse haben: man müßte denn (durch einen offenbaren groben Mißbrauch der Worte) Kirche und Klerisey für einerley nehmen; welches gerade so wäre, als wenn man Staat und Staatsbediente für gleichbedeutende Dinge ausgeben wollte. In einem Staate soll und darf es keine Mitglieder geben, die den allgemeinen Gesetzen nicht unterworfen sind, von demjenigen, dem die höchste Gewalt übertragen ist, nicht abhängen, und zum gemeinen Besten nichts beytragen: giebt es aber wirklich solche Glieder, so müssen sie, eben darum, als unnütze und schädliche Auswüchse, Kröpfe, Schwämme u. s. w. auf jede mögliche Art, wie es mit der mindesten Gefahr des Ganzen geschehen könnte, ausgerottet werden. Ein Christlicher Staat hat hierin vor den übrigen nichts besonders. Was man in ihm die Kirche nennt, ist kein eigener unabhängiger Staat im Staate. Sie ist die Totalsumme aller Glieder des gemeinen Wesens, in so ferne sie sich zum christlichen Glauben bekennen. Setzen Sie noch das Wort katholisch hinzu; die Natur des Staats

bleibt immer eben dieselbe. Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer Ein Ganzes aus eben denselben Theilen, Eine Gesellschaft eben derselben Menschen — Staat genannt, in so fern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben, — Kirche, in so fern sie an Christum glauben. Es ist also ungereimt, die nehmliche Gesellschaft von Menschen, unter verschiedenen Benennungen und in verschiednen aber vollkommen verträglichen Ansichten, sich selbst entgegen zu stellen. — Was zur Wohlfahrt des Staates wesentlich ist, kann der Kirche eben so wenig nachtheilig seyn, als der Kirche etwas nützlich seyn kann, was dem Staate verderblich ist.

Diethelm. Setzen Sie immer voraus, daß wir in Grundsätzen von solcher Unläugbarkeit wie diese einverstanden sind.

Walder. Gut! so lassen Sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden. Man sagt: „Es war eine Zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Staat zugleich

nützlich waren". — Wenn je so eine Zeit war, so ist sie wenigstens schon lange vorbey. Und was für eine Zeit war das, mußte das seyn, in welcher ein solches Institut dem gemeinen Wesen wohlthätig seyn konnte? Jahrhunderte der Barbarey und Verfinsterung, die man zur Ehre der Menschheit aus ihren Jahrbüchern möchte auslöschen können, wenn sie nicht als warnendes Beyspiel für die künftigen Zeiten lehrreich wären; wenn den Völkern, die jetzt (ohne den Werth davon zu fühlen) der unendlichen Vortheile der Aufklärung geniefsen, nicht so viel daran gelegen wäre, zu wissen, durch welche Stufen Nationen, die vor zwey tausend Jahren der halben Welt Künste, Wissenschaften, Gesetze und Sitten gaben, nach und nach zu einem so tiefen Grade von Schwäche, Verderbnifs, Unwissenheit, Aberglauben und Verwilderung herab sinken konnten, daß die Wilden in Nordamerika, mit ihnen verglichen, für edle und glückliche Menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen Zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beygetragen haben, daß es nicht noch schlimmer wurde; sollen

wir, dieses Verdienstes ihrer Vorfahren vor sechs oder acht hundert Jahren wegen, Institute fortdauern lassen, die so weit entfernt sind der jetzigen Weltverfassung nützlich zu seyn, daß es nicht einmahl möglich ist, ein Mittel zu erdenken, wie sie nur unschädlich gemacht werden könnten?

Aber, wie viel geht auch bey näherer und unbefangener Überlegung von jenen vorgeblichen Verdiensten ihrer Vorfahren in den barbarischen Jahrhunderten ab; und wie unbedeutend werden die wirklichen Dienste die sie in der Welt gethan haben, gegen das unendliche Böse, das auf ihre Rechnung kommt! — „Sie haben, sagt man, so viele Wildnisse und Öden in Paradiese verwandelt“! — Können wir blöde genug seyn uns einzubilden, daß dieß alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können, und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben so viele gute Bücher abgeschrieben! Ihrem Fleisse haben wirs zu danken, daß sich in jenen finstern Zeiten noch so viele Werke der besten alten Griechischen und Lateinischen Schriftsteller erhalten haben“! — Aber, wer hat

denn mehr zur Verfinsterung dieser Zeiten beygetragen als die Mönche? Warens nicht die Mönche, die, so bald sie zu Ansehn und Einfluß gelangten, nichts angelegners hatten, als allen freyen Gebrauch der Vernunft, alle wahre Philosophie zu unterdrücken, und jenen Meisterstücken der alten Dichter und Weisen, welche sie den Leuten auf alle mögliche Art aus den Händen rissen, ihre eignen mißgeschaffnen Hirngeburten zu unterschieben? Was für Dank ist man ihnen also dafür schuldig, daß sie, einige Jahrhunderte später, alte Bücher abgeschrieben, nachdem sie es dahin gebracht hatten, daß sie beynah allein schreiben und lesen konnten? Unter allen Monopoliën ist gewiß dasjenige, welches sie so lange Zeit mit der Gelehrsamkeit trieben, das verderblichste. Und wer ist der Litterargeschichte so unkundig, daß er nicht wissen sollte, in was für einem heillosen Zustande Litteratur, Philosophie und Theologie sich befanden, so lange sie in den Händen der Mönche blieben? Wem ist unbekannt, wie sehr es in jenen Zeiten — das Interesse der Mönche war, sich aller Aufklärung, aller Ausbreitung der nützlichsten Kenntnisse, allem Geiste

der Untersuchung und des Selbstdenkens, zu widersetzen? Sogaar das, was sie unverschämt genug waren für Philosophie auszugeben, was war es anders als Schlingen für den Menschenverstand? Spinnengewebe, in welchen sich diejenigen verfangen sollten und mußten, die etwas in sich fühlten, das sich dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegen bäumte?

Diethelm. Die reine Wahrheit zu sagen, die Mönche sind verloren, wenn sie keine bessern Behelfe vor sich haben, als die Verdienste ihrer Orden in den vergangenen Zeiten. Ich zweifle sehr, daß eine genaue Prüfung derselben im Besondern ihnen vortheilhaft seyn würde. Was sie allenfalls Gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan—

Wald er.—Und (was wir nie vergessen müssen) es war bloß zufällig, und würde, wenn gar keine Möncherey in der Christenheit Statt gehabt hätte, durch andre Mittel und Wege eben so gut und mit unendlich weniger Schaden des Staats bewirkt worden seyn. Doch, ich habe

dieses armseligen Behelfs nur erwähnt, weil es noch immer Leute giebt, die einen Beweis ihrer Gerechtigkeit und Unparteylichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweydeutigen Verdienste der Klöster, oder die wirklichen Verdienste einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchs-Institut überhaupt zum Verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschaffner oder aufgeklärter und mit nützlichen Talenten begabter Mann war, es nicht auch ohne Kapuz und Kutte gewesen wäre. Ich weiß sehr wohl, daß sich, in diesem Augenblicke wo wir reden, wohldenkende, gelehrte, und brauchbare Männer, ja hier und da Subjekte von den größten Fähigkeiten unter den Ordensleuten befinden. Aber gerade dieß ist, in meinen Augen, ein großer und dringender Beweggrund mehr, die Ordens-Institute selbst je eher je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen Ordensglieder, als Menschen betrachtet, sind; je nützlicher sie dem Staat werden könnten, wenn sie ihm wieder gegeben und jeder dazu gebraucht würde wozu er sich am besten schickt: je mehr verliert

das gemeine Wesen dabey so viele brauchbare Personen länger in einem Stande zu lassen, worin ihre besten Fähigkeiten für die menschliche Gesellschaft verloren gehen; worin sie, durch tyrannische Gelübde gefesselt, unmöglich das Gute thun können, was sie in andern Umständen und Verhältnissen thun würden; ja worin sie entweder unwirksam bleiben, oder, vom Geiste ihres Standes, vom Interesse ihres Ordens, oder der mechanischen Gewalt der Subordinazion überwältigt, zum Schaden der großen politischen Gesellschaft wirken müssen, wie gut und redlich auch die Gesinnungen, Absichten und Wünsche vieler einzelnen unter ihnen seyn mögen.

Diethelm. Wollte der Himmel, daß diese letztern zahlreich genug wären, um die Mehrheit der Stimmen auf ihre Seite zu bekommen! Die Redukzion der Klöster würde dann eine so leichte Sache seyn, als sie jetzt schwer, mühselig und vielleicht gefährlich ist. Die Mönche selbst würden die ersten seyn, die auf die gänzliche Abschaffung des Mönchswesen antragen würden. Denn wer kann und muß

von dem ungeheuern Übergewichte seiner Mißbräuche überzeugter seyn als diejenigen, welche am ersten darunter leiden? — Wenn man bedenkt, wie klein verhältnißmässig die Anzahl derjenigen ist, die durch die höhern Grade und Dignitäten ihres Ordens für das was sie ihm aufgeopfert eine Art von armseliger Entschädigung erhalten, und wie gering bey jedem einzelnen Ordensmanne die Wahrscheinlichkeit ist, eine dieser Stufen zu ersteigen: so scheint es ganz unbegreiflich, daß nicht unter jedem Hundert Mönche wenigstens achtzig seyn sollten, die der angebotenen Freyheit nicht mit offenen Armen und mit fußfälligem Danke gegen den großmüthigen Befreyer entgegen eilen sollten.

Wald er. Mir scheint dieß nicht unbegreiflicher, als daß es in gewissen Ländern landstreichendes Gesindel bey Tausenden giebt, die, so lange man die Wahl in ihre Willkühr stellt, lieber ohne Arbeit und Sorgen von Bettelbrod und Kapuzinersuppen leben, als durch Arbeit und wirthschaftlichen Fleiß wie ehrliche Leute ihren Unterhalt suchen wollen.

Unter hundert, lieber Diethelm, weß
 Standes sie immer seyn mögen, sind ge-
 wöhnlicher Weise achtzig, die weder
 in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen das-
 jenige haben, was die edlern Menschen
 bey allem ihrem Thun und Lassen leitet.
 Mich befremdets gar nicht, wenn (un-
 geachtet aller anscheinenden Beweggrün-
 de zum Gegentheil) bey weitem der
 grössere Theil der Mönche, wo-
 fern ihnen die Wahl gelassen würde,
 lieber bleiben würde was sie sind, als
 daß sie sich freywillig zu einer Standes-
 veränderung bequemen sollten, worin sie
 genöthigt seyn würden, bessere Men-
 schen zu seyn als sie jetzt sind. Die
 bloße Macht der Gewohnheit; die Be-
 quemlichkeit einer sorglosen Lebensart,
 deren Beschäftigung in Vergleichung mit
 den Anstrengungen des Landmanns, Hand-
 werkers, Gelehrten, Künstlers, Kauf-
 manns u. s. f. wahrer Müßigang ist;
 die Bequemlichkeit, ohne persönlichen
 Werth, bloß durch den Habit ei-
 nes Religiösen, und durch den Be-
 griff der Heiligkeit den das Vorurtheil an
 diesen Stand geheftet hat, sich bey dem
 unverständigen Theile der Laien einen

Respekt zu verschaffen, an welchen der verdienstvollste Mann in einem schlechten bürgerlichen Rocke weder Anspruch macht noch machen darf; tausend kleine persönliche Erleichterungen von der Last ihrer Geblüde, und animalische Befriedigungen von allerley Art, welche sich die meisten unter ihnen unter dem Mantel der Gleifsnerey reichlich zu verschaffen wissen; und, was alles auf einmahl sagt, der unübersehbliche Einfluss, in dessen Besitz sie sich noch überall befinden, wo die gesunden Grundsätze der ächten Regierungskunst noch nicht Wurzel gefasst haben: — überlegen Sie nur einen Augenblick, mein Freund, wie groß diese Vortheile in den Augen eines in Armuth und Niedrigkeit gebornen, in roher Verwilderung aufgewachsenen, in elenden Schulen zum Mönch erzogenen, und von dem Augenhlick seines Ausgangs aus der Welt (wie sie es nennen) mit lauter Finsterniß und Möncherey umfängenen Erdensohnes seyn müssen, — und sagen mir dann, ob zu erwarten sey, daß die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten werden?

Diethelm. Wenn auch der bessere Theil von ihnen, doch gewiß nicht der gröfsere!

Wald er. Es ist ihnen gar nicht zumuthen — so lang' es für den fleischlichen Menschen, für den Bruder Esel (wie der gute redliche Sankt Franciskus seine animalische Hälfte nannte) noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist ein Mönch zu seyn.

Diethelm. Ich weiß ein treffliches Mittel, es dem Bruder Esel ein wenig saurer zu machen. Man dürfte die Herren sammt und sonders nur im buchstäblichen Verstand auf ihre ältesten Regeln und auf die ganze Lebensordnung ihrer heiligen Ordensstifter reducieren.

Wald er. Das Mittel, lieber Freund, ist schon zu oft versucht, und unwirksam, oder vielmehr unausführbar befunden worden, um noch einmahl auf gerathewohl versucht zu werden. Ich weiß ein besseres, und wahrlich das einzige dessen Wirkung unfehlbar ist. Dem ganzen Mönchswesen muß ohne Aus-

nahme gethan werden wie man dem Jesuitenwesen gethan hat! *Delenda est Carthago!*

Diethelm. Und Sie halten ein so heroisches Mittel für ausführbar? -- Glauben Sie, daß die Brut der Klements und Ravalliaks ausgestorben sey?

Walden. So lang' es noch Fanatiker in der Welt geben wird, ist kein Bubenstück so gräßlich, das nicht irgend ein betrogner Wahnsinniger *in majorem Dei gloriam* zu verüben fähig seyn sollte. Von den dicken Köpfen und runden Bäuchen besorg' ich nichts; von den Gleifsnern und Betrügnern auch nichts, als was sie durch heimliche Kabalen, Verhetzungen, indirekte Ausstreunungen, kurz unter Grund thun können. Aber von ehrlichen selbst betrognen Schwämmern, von Energumenen mit rauchendem Kopf und brennendem Herzen, ist alles zu erwarten. Zum Glück sind Menschen dieses Gelichters seltne Erscheinungen in unsern Tagen, und auf alle Fälle wird freylich Vorsicht und Behutsamkeit nöthig

seyn. Mancher wäre nicht in den Fall gekommen unter Hänkers Händen zu sterben, wenn er zeitig genug im Tollhause versorgt worden wäre. — Aber weg mit solchen unglückahnenden Vorstellungen! Der Heldengeist, den die Vor-
 sehung zum Wohltäter seines Zeitalters, zum Schöpfer einer bessern Welt berufen hat, ist über alle Furcht erhaben; auch sind alle gute Menschen auf seiner Seite — und, lassen Sie mir immer den tröstlichen Wahn, wenn der Glaube, daß auch unsichtbare Beschüt-
 zer für ihn wachen, nur Wahn seyn sollte. Große Seelen haben sich noch nie durch kleinmüthige Vorstellungen und Gespenster möglicher Gefahren von Aus-
 führung eines Plans, der für Millionen auf undenkliche Zeiten wohlthätig ist, abschrecken lassen. — Doch, mein Freund, dieß ist nicht wovon zwischen uns die Rede war. Ich spreche nicht von dem, was geschehen wird, sondern von dem, was (meiner Überzeugung nach) über lang oder kurz geschehen muß, wenn irgend eine mit dem Mönchswesen vorgehende Ver-
 änderung einen wahrhaft großen, für Re-
 ligion und Staat wesentlichen Nutzen

schaffen soll. Werfen Sie Ihre Augen auf den Zustand Europas im vierzehnten Jahrhundert zurück, und vergleichen Sie ihn mit demjenigen, worin sich der grössere und glücklichere Theil desselben jetzt befindet. Welch eine Menge von Mißbräuchen, von religiösen, politischen, militärischen, wissenschaftlichen und andern Ungeheuern sind schon ausgerottet worden! Wie wenig ist in manchen Ländern von der alten Barbarey der mittlern Jahrhunderte übrig! Und das Mönchswesen allein, der unschicklichste, mit der Aufklärung unsrer Zeiten, mit der Verfassung und dem Interesse unsrer heutigen Staaten unverträglichste aller Mißbräuche — ein Institut, das, seiner Natur nach, keiner wahren dauerhaften Verbesserung fähig ist, sollte übrig gelassen werden? Und warum? — Es ist doch ausgemacht: die Kirche bedarf keiner Mönche — der Staat bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer also?

Diethelm. Auf diese Frage ist die Antwort bald gefunden. Der Römische Hof bedarf ihrer, als derjeni-

gen, die immer die eifrigsten Verfechter seiner übertriebensten Anmaßungen gewesen sind—der Römische Hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt was es war und ist, eine s t e h e n d e A r m e e, die ihm keinen Häller kostet und Millionen einträgt, in den Ländern aller Römisch-katholischen Suveräns auf den Beinen hält, und also ein unläugbares Interesse hat, ihre Erhaltung zu wünschen.

W a l d e r. (l a c h e n d.) Ein vortrefflicher Beweggrund für die besagten Suveräns, ihre Ohren vor der Stimme der gesunden Vernunft zu verstopfen! — Aber, wenn ich nun weiter fragte: Wozu braucht der Römische Hof diese stehende Armee, in Staaten, wo er (von Rechts wegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

D i e t h e l m. Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, so bald Zeit und Gelegenheit günstig wären, sie brauchen k ö n n t e? — Die Antwort wäre zu weitläufig: aber sie liegt in der G e s c h i c h t e der R ö m i s c h e n P ä p s t e, die Ihnen besser als mir bekannt ist.

Wald er. Ich will Ihnen die Mühe gern schenken Sich weitläuftiger zu erklären. Es würde sehr überflüssig seyn—nachdem Sie selbst den wahren Gesichtspunkt, woraus man die Mönche betrachten muß, so richtig angegeben haben—ein Wort mehr von den Ursachen zu sagen, die ihre Abschaffung nach allen Grundsätzen einer vernünftigen Staatskunst nothwendig machen.

Diethelm. Sie sehen, lieber Wald er, daß ich ein sehr unbefangener Sachwalter bin, und meine Klienten nicht auf Kosten der Wahrheit zu vertheidigen verlange.

Wald er. Ich sehe auch, daß Ihren Klienten mit einem so ehrlichen Sachwalter wenig gedient seyn wird.

Diethelm. Aufrichtig zu reden—ich bin von der Wichtigkeit aller Gründe, welche gegen die Mönche streiten, und von der Unzulänglichkeit aller Ausflüchte womit man ihnen durchhelfen will, so vollkommen überzeugt als Sie selbst. Ich sehe ihre Abschaffung für eine der nütz-

lichsten Unternehmungen an, die ein Fürst zum Besten seiner Staaten ausführen kann. Noch mehr: ich bin überzeugt, daß das Mönchswesen dem Lernäischen Drachen auch darin gleicht, daß es vergebens wäre, ihm nur einige Köpfe abzuhaufen. Wenn der heilsame Zweck vollständig und dauerhaft erreicht werden soll, womit man nicht nur für gegenwärtige Bedürfnisse, sondern auch gegen künftige Übel arbeiten, und der Nachwelt die Mühe wieder von vorn anzufangen ersparen will: so muß das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet werden. Wer das Recht hat ein einziges Kloster aufzuheben, hat, aus den nehmlichen Ursachen, das Recht alle aufzuheben. Dieß alles geb' ich Ihnen zu: aber gleichwohl liegt noch immer ein Stein des Anstoßes im Wege, über den ich nicht so schnell hinweg kommen kann.

Wald er. Lassen Sie sehen!

Diethelm. Lieber Freund! Wem das Beste der Menschheit am Herzen liegt, dem kann wahrlich bey dem schnellen Anwachs des Despotismus in unserm

von uralten Zeiten her so freyen Welttheile, und bey den Verfahrungsarten, wovon wir in unsern Zeiten einige sehr auffallende Beyspiele gesehen haben, nicht wohl zu Muthe seyn. Was ist in der bürgerlichen Gesellschaft wesentlicher, was soll der obersten Gewalt im Staat heiliger seyn, als das Recht des Eigenthums? — Und, da Sie mir dieß unfehlbar zugestehen werden, warum sollen die Klöster in diesem Stücke nicht mit jedem einzelnen Bürger des Staats gleiches Recht genießen?

Wald er. Sind die Klosterleute denn Bürger des Staats? Gehören sie zu einer Klasse, die dem Staat unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen Lasten, zu seiner Aufnahme, zu seinem Ruhme bey?

Diethelm. Es mag seyn, daß die Beantwortung dieser Fragen nicht zum Vortheil der Mönche ausfallen würde. Aber Sie glauben doch hoffentlich nicht, die meinigen dadurch beantwortet zu haben? Dem Staat nützlich oder nicht, genug die Klöster besitzen Güter im Staat,

sie besitzen sie unter den rechtmässigen Titeln, und können derselben also nicht beraubt werden, ohne daß die Heiligkeit des Eigenthumsrechts angegriffen würde, auf welche sich die Sicherheit eines jeden bey dem Seinigen gründet. Was würde aus dieser Sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, jemanden seines Vermögens dafswegen zu entsetzen, weil er dem gemeinen Wesen nicht nützlich genug sey? wenn ein jeder, um im Besitz seines Erbgutes gelassen zu werden, erst beweisen müßte: „daß er eine unentbehrliche Person sey, und daß sein Vermögen nicht auf diese oder jene Art zu größerm Vortheil des Fürsten oder des Staats angewendet werden könnte?

Wald er. Dießs geb' ich Ihnen gerne zu. Aber mit Gemeinheiten möchte es hierin eine andre Bewandtniß haben als mit einzelnen Personen und Familien.

Diethelm. Auf keine Weise! Gemeinheiten sind als einzelne moralische Personen zu betrachten, und genießsen als solche der nehmlichen Rechte wie andre.

W a l d e r. So hat es wenigstens mit den Klöstern eine andre Bewandtniß.

D i e t h e l m. Walder, nehmen Sie Sich in Acht! Jedem das Seine, und wenns der leibhafte Baffometus selber wäre! Warum sollte, was gegen alle andere Menschen unrecht wäre, nur gegen die Klöster recht seyn?

W a l d e r. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle, die ich in einer alten Reisebeschreibung gelesen habe, und wobey es vorerst gar nicht darum zu thun seyn soll, wie viel oder wenig sie auf unser gegenwärtiges Problem passen mag.

In Kalifornien (sagt meine Nachricht) herrschte in uralten Zeiten der seltsame Aberglaube, daß die Hamster für unverletzliche, den Göttern besonders angenehme und aus diesem Grunde dem gemeinen Wesen sehr erspriessliche Thiere gehalten wurden. — So auffallend uns dieß klingen mag, so läßt sich doch die Möglichkeit eines solchen Wahns begreifen, da wir wissen, wie weit eine ihrer

Weisheit wegen einst berühmte Nazon die Verehrung ihrer heiligen Thiere trieb, und welche unermessliche Summen auf den Unterhalt und religiösen Dienst derselben aufgewandt wurden. Was im alten Ägypten der Stier Apis und seine Konsorten waren, das konnten ja wohl in Kalifornien die Hamster seyn.

Diethelm O! das versteht sich—Nur weiter, wenn ich bitten darf.

Wald er. Die Kalifornier waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die Philosophie hatte noch keine sonderliche Fortschritte unter ihnen gemacht, als die Hamster bey ihnen in so hohem Ansehen standen. Indessen war es nun einmahl eine ausgemachte Sache, daß jeder Ort, um sich wohl zu befinden, seinen Hamsterbau haben müsse; und, wie man in dergleichen Dingen immer weiter zu gehen pflegt, so geschah es auch daß sich gar bald Leute fanden, die aus besonderm Eifer, oder aus Lust zum Müßiggange, sich lediglich der Bedienung und Verpflegung der Hamster widme-

ten. Unvermerkt wurde aus diesen Leuten eine besondere Klasse, deren Anzahl und Wichtigkeit eben so unvermerkt zunahm, ohne daß den Kaliforniern geahnet hätte, welche Folgen dieß neue Institut nothwendig nach sich ziehen müßte. Da diese Herren (die, um ihrem neuen Orden mehr Ehrfurcht zu verschaffen, selbst den Namen der Hamster annahmen) die Ehre, welche den gebornen Hamstern erwiesen wurde, mit ihnen theilten: so wußten sie es auch mit guter Art so einzurichten, daß sie in allen übrigen Stücken einerley Interesse hatten. In wenigen Jahrhunderten war Kalifornien mit Hamsterhöfen angefüllt, die der Aberglaube des Volks so reichlich mit liegenden Gründen, Zinsen und andern Einkünften begabte, daß endlich der vierte Theil des Ertrags vom ganzen Lande in den Pfoten der Hamster war. Es versteht sich von selbst, daß diese letztern nicht so ungroßmüthig dachten, um das alles umsonst zu verlangen; sie wußten sich vielmehr auf mancherley Art und Weise um ihre Wohlthäter und deren Nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besaßen eine Menge Geheimnisse ge-

gen alle Krankheiten an Menschen und Vieh, in so fern solche von Bezaubering durch böse Leute herrührten; sie verstanden die Sprache der Vögel, legten die Träume aus, hatten ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen, konnten Gespenster in einem Sackeforttragen, und präparierten aus der Losung eines Hamsters, der zwey Monate lang mit Hechtlebern und Fasanenzungen genährt werden mußte, gewisse Amulette, die den schwangern Frauen eine leichte Geburt machten und das Zahnen der Kinder beförderten. Die Kalifornier waren mit diesen guten Diensten so wohl zufrieden, daß ihnen drey bis vier Jahrhunderte lang nichts billiger und schicklicher zu seyn schien, als das Mark ihres Landes von so nützlichen und verdienstvollen Leuten verzehren zu sehen.

Mittlerweile gingen nach und nach mit der Nation allerley Veränderungen vor. Kultur und Policierung nahmen zu; Fleiß und Handlung gebaren Reichthum; der Reichthum neue Bedürfnisse; und beides jene Anstrengung, wodurch neue Künste

erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt schliff sich die Rohheit der Kalifornier ab; es wurde heller in ihren Köpfen; sie lernten allmählich ihren Verstand brauchen, um zu sehen was ihnen gut oder schädlich war. Der lockere Grund der alten Vorurtheile senkte sich. Zuletzt fanden sich Leute, die es wagten laut zu denken, und ihren trägen oder blödsichtigen Mitbürgern die Augen über unzählliche Mißbräuche zu öffnen, die an dem schlechten Zustande der Nasion Schuld hatten, und deren Abstellung lediglich von der Belehrung der guten Kalifornier abhing.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, ob den Hamstern bey dieser Wendung der Sachen wohl zu Muthe war. Es wäre bey nahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daß sie einer Nazionalverbesserung, bey der sie nichts zu gewinnen wohl aber vermuthlich alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche Weise entgegen wirkten. Ihr Institut war ungereimt, widersinnig, lächerlich, und stiefs wider alle Begriffe des gemeinen Menschenverstandes an. Das war

nicht zu läugnen. Aber eben darum hatten sie die Vorsicht gebraucht, vorlängst ein Gesetz auszuwirken, vermöge dessen niemand als den Hamstern selbsterlaubt war, irgend etwas, das die Hamster oder ihre Höfe und Angelegenheiten betraf in Untersuchung zu ziehen: und da es endlich dem ungeachtet, nachdem man beynahe mit allen andern Mißbräuchen fertig war, auch über die Hamsterhöfe zur Sprache kam; so hatten ihre Gegner nichts als die gesunde Vernunft, die Hamster hingegen einen Besitzstand von mehreren Jahrhunderten und die Dummheit des Volkes für sich, dem es gar nicht in den Kopf zu bringen war, daß Fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres Mittel gegen das kalte Fieber sey, als ein Stückchen von einem Hamsterfell auf den Magen zu tragen. Funzig und mehr Jahre gingen darüber hin, ehe die Kalifornier so viel Zutrauen zu ihrem eignen Menschensinn bekamen, um eine vernünftige Entscheidung in dieser albernem Staatsangelegenheit zu fassen. Endlich mußte es doch dazu kommen. Verschiedne zufällige Um-

stände begünstigten die Revolution; kurz, an einem schönen Morgen fand sich, daß irgend ein mitleidiger Genius den Kaliforniern zu so viel Verstand verholfen hatte, daß sie von den Hamstern und Hamsterhöfen ungefähr eben so dachten, wie—bey uns jedermann davon denken würde. Die Leute waren nun auf einmahl so klug, daß sie gar nicht begreifen konnten, wie sie so einfältig hätten seyn können, den vierten Theil ihres Landes Hamstern abzutreten, und den sechsten Theil ihrer Mitbürger hungern zu lassen, um etliche Myriaden vier- und zweybeiniger Thiere von der entbehrlichsten Gattung fett zu machen.

Die Sache wurde vor eine Art von Landesgemeinde der ganzen Kalifornischen Nation gebracht; und da die Aufhebung des Hamsterwesens mit einer großen Mehrheit von Stimmen durchgegangen war, so entstand nun die doppelte Frage: erstlich, was mit den Hamsterhöfen, und dann, was mit den Hamstern selbst anzufangen sey?

Die Hamster behaupteten: Die Ka-

lifornier hätten kein Recht, sie aus dem Besitz der Höfe zu werfen, die ihrem Institut vor Jahrhunderten von den frommen Vorfahren einer ausgearteten Nachkommenschaft (wie sie sich ausdrückten) wohlmeinend, ohne Bedingung und auf ewige Zeiten geschenkt worden seyen.

Die noch lebenden Abkömmlinge der besagten Stifter und Gutthäter behaupteten: Wenn die Hamster, wie billig, abgeschafft würden, so wäre es eben so billig, die Güter, die von ihren Vorältern zu ihrem Schaden auf eine so widersinnige Art weggeschenkt worden, ihnen als den rechtmäßigen Erben zurück zu geben.

Der Advokat des Fiskus behauptete: Die Familien der Stifter hätten nicht den mindesten Anspruch an Gütern zu machen, die von ihren Vorfahren vor so langer Zeit ohne einige Bedingung von Rückfall veräußert worden seyen. Wenn das Institut der Hamster eingezogen werde; so seyen die besagten Güter als verlassne herrenlose Dinge zu betrachten, die dem Fiskus anheim fielen; welcher

ihrer auch zu so vielen guten Anstalten, deren das Kalifornische gemeine Wesen aus Mangel an hinlänglichen Mitteln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benötigt wäre.

Endlich trat auch die Kalifornische Priesterschaft hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre Deputierten, an dem ganzen bisherigen Hamsterwesen, aus bewegenden Ursachen, niemahls sonderliches Wohlgefallen getragen. Indessen sey doch unläugbar, daß die Stifter und Wohlthäter der Hamsterhöfe bey ihren Schenkungen keine andre Absicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen Dienst zu erweisen: so wie etwa ein Liebhaber dem Schoofshund seiner Dame Zuckerbrot giebt, nicht um den Hund, sondern die Dame, deren Günstling der Hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämmtlichen Hamstergüter seyen also offenbar als heilige, den Göttern angehörige Dinge anzusehen; und wenn das Hamsterwesen aufgehoben werden sollte—wogegen sie ihres Orts nichts erhebliches einzuwenden wüßten—so könnten doch die dazu gehörigen Güter den Göt-

tern nicht entzogen werden; und es käme der Priesterschaft allein zu über die künftige Verwendung derselben zu erkennen.

Dieses letztere war ein kitzlicher Punkt. Die Kalifornier waren noch nicht so weit gekommen, um die Rechte des Staats und der Priesterschaft, deren Grenzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche Grundsätze zurück zu führen, und in Gemälsheit derselben auf einen festen Fuß zu setzen. Die Landesgemeinde theilte sich in Parteyen. Man sprach für und wider; man erhitze sich; und vermuthlich würden die Hamster, wiewohl ihre Aufhebung eine beschlossene Sache war, Mittel gefunden haben, diese Uneinigkeit zu ihrem Vorthail zu wenden; wenn nicht ein alter Mann, den seine grauen Haare und vielen Verdienste um das gemeine Wesen dem Volke lieb und ehrwürdig machten, aufgestanden wäre und folgende Meinung eröffnet hätte.

„Lieben Brüder, ihr wißt, daß unser Land, wiewohl es von den Göttern reichlich gesegnet ist, weder so viele noch so glückliche Menschen nährt, als es seinem

Umfang und seiner Fruchtbarkeit nach billig ernähren sollte. Es war ungereimt, mit dem vierten Theil unsers Landes sechzig tausend Hamster zu mästen, und dagegen eine halbe Million armer Kalifornier zu Stillung ihres Hungers an die magern Suppen zu verweisen, die vor den Pforten der Hamsterhöfe ausgetheilt werden. Die Götter haben uns endlich die Gnade verliehen, einzusehen daß dieß nicht länger so bestehen könne. Wir haben eine Menge armer Waisen, welche Erziehung, eine Menge dürftiger Haushaltungen, welche Arbeit und Brot, eine Menge hilfloser, alter und kranker Leute, die für den kurzen Rest eines mühseligen Lebens Versorgung nöthig haben. Wir bedürfen also höchst nothwendig Waisennauser, Erziehungshäuser, Arbeitshäuser und Spitäler in allen Gegenden unsers weitläuftigen Reiches; und dazu kämen uns nun, wie ihr seht, die fetten Hamsterhöfe trefflich zu Passe. Aber sie gehören, wie die ehrwürdige Priesterschaft sagt, den Göttern an; und die Götter bewahren mich, daß ich ihnen streitig machen sollte, was ihnen ange-

hört! Die Rede kann also nur von der Nutznießung dieser Güter seyn. Die Götter selbst bedürfen nichts, weil sie bereits alles haben; auch lehrt man uns, (und die Vernunft würde es uns gesagt haben, wenn uns auch die ehrwürdigen Priester ein Geheimniß daraus hätten machen wollen) daß die Götter den Menschen hold sind und ihnen gern Gutes thun. Sie bedürfen der Hamsterhöfe, die ihnen von unsern Vorfahren geschenkt worden, nicht: aber sie wollen, daß unsre Waisen und Findlinge erhalten, unsre Kinder erzogen, unsre Armen versorgt, unsre Kranken und Schwachen gepflegt werden. Die Götter haben Freude an unserm Wohlstand; sie wollen, daß die Kalifornier fleißig, betriebsam, wohlhabend, wohl genährt, wohl gekleidet, wohlgemuth, und mit dem Leben, das sie von ihnen empfangen, zufrieden seyen, und sich vermehren wie Sand am Meere. Sie haben keinen Gefallen am Fette der Hamster: aber sie haben Freude daran, unsre Felder wohl bestellt, unsre Anger von Schafen wimmelnd, unsern Flachs, unsre Wolle von Kaliforniern verarbeitet, unsre

Städte mit emsigen Handwerkern, Künstlern und Handelsleuten angefüllt, unsre Landstraßen mit beladenen Wagen, unsre Flüsse und Seen mit reichen Schiffen bedeckt zu sehen, die den Überfluß und die Früchte des Fleißes, gleich einem allbelebenden und erhaltenden Nahrungssaft, durch alle Theile unsers glücklichen Reiches tragen. Sie schenken uns zu diesem Ende den Gebrauch und die Nutznießung ihrer Hamsterhöfe; und wir alle nehmen ein Geschenk, dessen wir so sehr bedürfen, aus den wohlthätigen Händen, deren Eigenthum die ganze Schöpfung ist, dankbar und ohne Bedenken an; und machen uns anheischig gegen sie, diese Schenkung zu dem guten Endzwecke, wozu sie uns verliehen worden, redlich anzuwenden”!

Hier hörte der alte Mann auf zu sprechen, und alles Volk jauchzte ihm den lautesten und einmüthigsten Beyfall zu. Die Priester selbst konnten nicht so unverschämt seyn, etwas gegen einen so billigen Ausweg einzuwenden, und bekräftigten die Schenkung der Göt-

ter — mit zusammen gebissenen Lippen.

Diethelm. Und die Hamster? Was ward aus denen?

Wald er. Da die meisten von ihnen zum Pfluge geboren waren, so wurde für recht und billig angesehen, daß sie zum Pfluge zurückkehrten. Diejenigen, die dazu nicht Verstand genug zu haben schienen, wurden zum Dreschflegel und zur Holzaxt verwiesen. Die untauglichsten lernten Wolle kämmen; und zum besten derjenigen, die im Müßigang und Wohlleben ihres Standes grau und unbehülflich geworden waren, wurden ein paar Hamsterhöfe in Spitäler verwandelt. — Die gebornen Hamster überliefs man ihrem Schicksale. Sind Sie nun befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer schärfern Erörterung?

Diethelm. Sie sind ein loser Vogel, Wald er! Ihr Alter sprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden, und die Kalifornier warens vermuthlich auch.

Wenigstens konnten sie das **Gesc h e n k**
 der G ö t t e r mit gutem Gewissen **anneh-**
 men. Wenn die **H a m s t e r** am **schlech-**
 testen dabey wegkamen, so wars ein
 kleines Übel um ein grosses **Gut**.
 Wer wollte auch immer jedermann **zufrie-**
 den stellen können?

ZWEYTES GESPRÄCH.

Diethelm. **I**HRE Kalifornier haben mir diese Nacht den schönsten Traum gegeben, den ich in meinem Leben gehabt habe. Mir war als ob ich Flügel hätte; ich durchflog, mit jener leichten Behendigkeit die in Träumen ein so großes Vergnügen ist, die ganze Christenheit, und sah überall — alle Klöster ohne Ausnahme in Erziehungsanstalten, Freyschulen, Gymnasien, Akademien der Wissenschaften, Waisenhäuser und Spitäler verwandelt. Stellen Sie Sich mein Entzücken über diesen Anblick vor; aber auch meinen Verdruß, als ich beym Erwachen fand, daß ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, sollte der wahre Gott den wir anbeten, der liebevolle Vater der Menschen und aller Wesen, Er, der so gar nichts bedarf, weniger geneigt seyn als die Götter der Kalifornier, uns, die so viel bedürfen, zu einem guten Gebrauch, ein

Geschenk mit den Häusern und Gütern zu machen, die ihm in Zeiten der Unwissenheit und Verblendung von der Einfalt unsrer guten Alten wider seinen Willen aufgedrungen wurden?

Wald er. Auch fehlt es gewiß nicht an seinem guten Willen; alles kommt wohl bloß darauf an, daß wir, was er uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichste Quelle von so vielem Guten werden könnte—anzunehmen wissen. Keines von allen Geschenken, die er uns macht, wird auf eine andre Art gemacht. Sie sind da; wir haben Sinne, Gliedmaßen, Vernunft, sie in Empfang zu nehmen, zu genießen, in unsern möglichsten Nutzen zu verwenden. Unterlassen wir dieß, thun wir das unsrige nicht dabey: so hat er uns mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Luft, Wasser und Erde, und allem was darin ist, ja mit unsern Sinnen, unsern Gliedmaßen und unsrer Vernunft selbst, ein vergebliches Geschenk gemacht. Es wäre unreimt zu warten, bis ein Engel herab stiege, und den christlichen Völkern, bey de-

nen das Mönchswesen zum unermesslichen Schaden des gemeinen Wessens noch in seinem alten Stande ist, einen förmlichen Schenkungsbrief über die Klostergüter, oder einen ausdrücklichen Befehl sie nützlicher anzuwenden, vom Himmel brächte. Der Schenkungsbrief ist unnöthig, denn der Befehl ist schon da: wenn anders die Stimme der gesunden Vernunft, die so laut ruft daß sie der ganze Erdboden hört, so gut ein Orakel Gottes ist als irgend ein geschriebenes.

Diethelm. Nichts ist klärer—und es ist mit den antimönchischen Grundsätzen wie mit der Epiktetischen Moral und der sentimentalischen Staatsweisheit, die unser wohlmeinender und redseliger Freund Raynal den Königen und Völkern der Erde auf allen Blättern seines voluminösen Werkes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die Grundsätze betrifft, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, daß es menschlicher, edler, besser, vortheilhafter wäre, in allen Fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und konsequent zu seyn.

Aber gleichwohl werden die Könige und Völker der Erde — so oft sie ihr besonderes Interesse dabey zu finden glauben — ungerecht, gewaltthätig, grausam, inkonsequent und dem Interesse des Ganzen zuwider handeln, und, ohne unserm Freunde Raynal seine Moral streitig zu machen, immer den Fall, wo sie ihr entgegen handeln, für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten. Gerade so ists auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen Köpfe in der Welt denken so richtig darüber, als Plato und Aristoteles thun würden wenn sie von den Todten auferständen, und die feine Wirthschaft ansähen, die ein Dutzend barbarische Jahrhunderte in dem Theile des Erdbodens angerichtet haben, über welchen sie einst so viel Licht verbreiteten — ohne gleichwohl mit ihrem Lichte den bösen Dämon des Menschengeschlechts verjagen zu können, welcher es ewig im nehmlichen Kreise von Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, Wohlstand und Elend, herum treiben und ewig verhindern wird, dafs es durch seine vergangenen Thorheiten klüger werde.

W a l d e r. Indessen ist, wie Sie sehen, ein guter Anfang gemacht.

D i e t h e l m. Allerdings! Ein so guter Anfang, daß es wirklich jammerschade wäre, wenn es beym bloßen Anfang bleiben sollte. Was schon geschah, ist in gewisser Rücksicht viel; aber was ist es gleichwohl gegen das Gute das noch geschehen könnte?

W a l d e r. Wir haben noch nie so viel Ursache gehabt das Beste zu hoffen als in diesem Augenblicke.

D i e t h e l m. Die Hyder erschreckt mich, der für jeden abgehauenen Kopf wieder ein paar andre wachsen.

W a l d e r. Desto größer das Verdienst des H e r k u l e s, der sie vertilgen wird!— Wir verstehen uns doch, denke ich? Die Hyder, die wir ausgerottet sehen möchten, ist ein u n s i c h t b a r e s Ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchsklöster, nicht die Mönchsorden — der M ö n c h s g e i s t ist es, was vertilgt werden muß. Aber dieser K a k o d ä m o n

ist von einer so polypen-artigen Natur, daß er, man schneide so viel Stücke von ihm ab als man will, sich immer wieder ergänzen und bey Leben bleiben wird, so lange noch eine einzige runde oder spitzige Kapuz, eine einzige schwarze, weisse, oder braune Kutte übrig ist, in die er sich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen Männern, die in diesen Masken stecken, nicht besser meinen als ich. — Wenn ich sie von dem gefährlichen Habit, der heutiges Tages einen so wunderlichen Kontrast mit der Außenseite aller übrigen ehrlichen Leute macht, befreyt sehen möchte: so möchte ich ihnen hingegen von ihren persönlichen Gerechtsamen und Ansprüchen an einen anständigen und glücklichen Platz in der menschlichen Gesellschaft nicht einen Sonnenstaub entzogen wissen.

Diethelm. Ich kenne manche unter ihnen, die bey der Veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr Verstand, ihre Talente, ihre Wissenschaft, ihre Geschicklichkeit zu Geschäften, ihre Annehmlichkeit im gesellschaftlichen Umgang, wür-

den durch ihre Rückkehr in die Welt, durch Versetzung in einen größern oder wenigstens nützlichern und freyern Wirkungskreise sich ganz anders ausnehmen, als jetzt, da ihr Licht unter einem Schefel steht, und persönliche Vorzüge, anstatt ihnen zum Vorthail zu dienen, ihnen vielmehr von ihren Brüdern und Obern nicht selten zum Verbrechen gemacht werden. In der That sind ihre Ordensgeistlichen, was diesen Punkt betrifft, ohne alle Vergleichung besser daran als die Kalifornischen Hamster: und in so fern sie nur so viel Gnade vom Himmel empfangen, mit der Kutte auch den vorbesagten unsaubern Geist von sich zu werfen, so bin ich versichert, daß es wenige unter ihnen giebt, die nicht zu den edlern Bestimmungen in der menschlichen Gesellschaft brauchbar wären.

Wald er. Hier, besorge ich, lieber Diethelm, möchten Sie um ein gutes Theil zu viel gesagt haben! Aber lassen wirs auch dabey bewenden: so würde doch in dem priesterlichen Stande, der (wie Sie wissen) bey uns einen unauslöschlichen Karakter aufdrückt,

immer die größte Schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Institut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die Stelle zu setzen, wo er dem Staate und sich selbst am nützlichsten wäre.

Diethelm. Wie selten läßt sich von irgend einem andern Subjekt sagen, daß es gerade an dieser Stelle sey! Warum wollte mans nun mit den Mönchen so genau nehmen? Im Nothfall läßt sich ein Suppentopf für einen Kaffeetopf gebrauchen; der Kaffeetopf kann sich also im Nothfall auch wohl zum Suppenkochen gebrauchen lassen. Vorzügliche Geschicklichkeiten werden (zumahl in einem Staat wo sie selten sind, und wo man das Bedürfnis derselben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber, zugestanden, daß der größte Theil der Mönche, ihres Priesterthums wegen, zu so genannten weltlichen Geschäften und Ämtern nicht qualificiert wäre: diess würde mich, wenn ich ihnen ihre Bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wohl unläugbar, daß in den meisten katholischen Staaten an der Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens—auch

was das gehörige Verhältniß der Anzahl der Kirchen und Schuldiener zu dem Bedürfniß der Gemeinen betrifft—noch vieles zu verbessern ist. In manchen Gegenden sind der Kirchspiele zu wenig; die Pfarreyen sind oft bey einem kaum zureichenden Einkommen, mit mehrern Filialen belastet: und manche Dorfschaften haben zwey und mehr Stunden zur Kirche zu gehen. Unzählige haben entweder gar keine, oder so schlecht besoldete und übel versehene Schulen, daß es eben so viel ist als ob sie keine hätten. Allen diesen Gebrechen könnte durch Aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten Klöster würden einen Fond herstellen, woraus die zu jeder solchen Verbesserung nöthigen Ausgaben bestritten würden. An Orten, wo die Pfarrey bisher durch einen Ordensgeistlichen im Nahmen seines Abts versehen worden, würde die neue Einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen seyn. An andern, wo neue Pfarrkirchen und Schulen zu dotieren wären, würden die Güter eines benachbarten Klosters dazu verwendet werden können. Aus einigen Klöstern könnten Seminarien künftiger Kirchendiener,

aus andern Seminarien taugliche Schullehrer, besonders für das Landvolk, gemacht werden. Die Reichthümer der Klöster reichen zu dem allen und noch mehrern zu. Und wie glücklich sind die katholischen Staaten in diesem Stücke vor den protestantischen! Tausend gute und unentbehrliche Anstalten müssen in vielen der letztern unterbleiben, weil es an den Mitteln zur Ausführung fehlt: jenen hingegen darf es nur an Verstand und Willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige Anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer Verbesserung bedarf; vor den Unkosten, so beträchtlich solche immer seyn mögen, dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitzt an den reichen Klöstern innerhalb seiner Grenzen ein Potosi, einen Schatz, der zu den trefflichsten Unternehmungen reichlich zureicht—

Wald er. Und der, wiewohl er von allerley schwarzen und weißen Geistern bewacht wird, doch viel leichter und sicherer zu heben ist, als die unterirdischen Schätze, die den Sonntagskindern zuweilen von Gespenstern oder Erdgeistern ge-

zeigt werden. Denn zu gutem Glücke sind es meistens sehr materiele Geister, die so viele Berührungspunkte haben, daß man es wahrlich ungeschickt angehen müßte, wenn man sie nicht dahin bringen könnte ihre Schätze gutwillig herzugeben: zumahl da sie im Grunde, wie die Greifen in den alten Rittermährchen, doch nur bloß die Hüter davon sind, und deswegen keinen bessern Wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige seyn mag, dem ihre Güter und Schätze zugehören. — Ernsthaft zu reden, ich glaube daß Sie auf den eigentlichen Fleck getroffen haben, wenn Sie behaupten, man könnte die Klostergüter nicht besser und schicklicher als auf Kirchen und Schulen verwenden. Aber Ihre Meinung ist doch wohl nicht, aus den Klosterherren selbst — Pfarrer und Schuldiener zu machen?

Die thelm. Warum nicht?

W al d e r. Nun freylich, bey dem günstigen Vorurtheile, das Sie (wie es scheint) von der Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und Frömmigkeit unsrer Ordensgeist-

lichen gefaßt haben, begreife ich leicht, wie Sie Sich überreden können, daß man ihnen einen so großen Einfluß auf die gegenwärtige und nächst künftige Generation ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

Diethelm. Ich verstehe Ihr Aber, mein vorsichtiger Herr! Ihr Mißtrauen möchte wohl so ungegründet nicht seyn. Aber ich weiß ein Mittel, wodurch wir uns der wackern Männer gänzlich versichern und sie so zuverlässig machen können, daß man ihnen ohne mindeste Gefahr etwas noch wichtigeres anvertrauen dürfte, wenn anders noch etwas wichtigeres in einem Staat wäre, als die Erziehung der Jugend und die moralische Bildung und Leitung des Volks.

Wald er. Das muß ein sonderbares Arkanum seyn! Lassen Sie hören, wofern meine Neugier nicht zu unbescheiden ist!

Diethelm. Ganz und gar nicht. Mein Mittel ist so wenig ein Arkanum, daß es sogar in Italien, ja mitten in der heiligen Stadt Rom auf den Dächern

gepredigt wird; und für seine Wirksamkeit wollte ich mit meinem Leben stehen.

Wald er. Ach! nun errath' ichs! Sie wollen den geistlichen Herren — Weiber geben?

Diethelm. Allerdings! und zwar ohne Ausnahme; auch den Bischöfen, nach der ausdrücklichen apostolischen Verordnung des heiligen Paulus: Ein Bischof soll eines Weibes Mann seyn!

Wald er. Also — auch ohne den Papst auszunehmen?

Diethelm. Warum nicht? Als Bischof von Sankt John im Lateran (welches, wie Sie wissen, sein ältester, und — unter uns gesagt — sein einziger unbestreitbarer Titel ist) kann er so gut eines Weibes Mann seyn als der Erzbischof von Kanterbury, der darum nicht weniger Primas und erster geistlicher Lord von Großbritannien ist.

Wald er. Es läßt sich hören! Alles

wohl überlegt, denke ich nicht, daß die Gemahlin und Kinder eines jeweiligen Papstes den heiligen Aposteln Peter und Paul und dem *Stato della Chiesa* lästiger fallen würden, als seine Neffen und Basen. — Es käme bloß auf eine gute Einrichtung an.

Diethelm. Der Apostel Petrus war verheirathet, (denn er hatte eine Schwiegermutter, wie sie aus dem Evangelium wissen) ohne daß das Witthum seiner Gemahlin oder das Etablissement seiner Kinder der Kirche (so viel man weiß) viel gekostet hätten. Warum sollte das bey seinem Nachfolger nicht eben so gut angehen? Aber — so weit wollen wir uns vor der Hand noch nicht versteigen. Ich sehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daß die Bischöfe und Fürsten der Kirche schlechterdings verheirathet seyn müßten. Ich möchte dieß selbst bey den bloßen Pfarrherrn nicht zu einem *indispensabeln* Gesetze gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen wirklichen Kirchendienst mit hinlänglicher Versorgung haben — heira-

then dürften, und wenn es als eine moralische Pflicht angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner Mann ohne wichtige Ursache sich selbst dispensiert. Sie wissen ohne Zweifel, wie es hierin bey uns Protestanten gehalten wird. Unsere Geistlichen sind zwar nicht bey Strafe verbunden sich zu verheirathen; aber das Volk hat überhaupt kein rechtes Zutrauen zu ehelosen Pfarrern. Selbst der höchste Grad von exemplarischer Tugend und Frömmigkeit würde kaum hinlänglich seyn, einen solchen Geistlichen mit den Vorurtheilen seiner Gemeinde über diesen Punkt auszusöhnen. Man würde doch immer übel finden, daß er sich nicht in den Stand setze, seinen Pfarrkindern auch durch die Tugenden eines Ehemannes und Hausvaters vorzuleuchten: und dieß allein muß die Wirkung thun, daß wenige Geistliche unter den Protestanten ehelos bleiben; gesetzt auch, daß die Freyheit—der Stimme der Natur und dem ersten Gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen—nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

Walden. Bey unserm Volke würde

die Priesterehe, wenn unsre Klerisey auch durch den Schluß einer allgemeinen Kirchenversammlung dazu berechtigt würde, gerade das entgegen gesetzte Vorurtheil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen Vergünstigung bedienen wollten, allen Respekt bey ihrer Herde verlieren: und ich glaube, sie sind hiervon so überzeugt, daß keiner der erste seyn wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte Vourtheile anstossenden Schritt dem Spotte der Weltleute und der Verachtung des gemeinen Volkes aussetzte.

Diethelm. Ich zweifle nicht, daß die Sache, wie alle ungewöhnlichen Dinge, Anfangs Aufsehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweyten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts das Volk in den Staaten, die sich der geistlichen Oberherrschaft des Römischen Stuhls entzogen, an die Priesterehe? Wie es damahls ging, so würde es wieder gehen. Überdies ist auch der gemeine Mann in den katholischen Ländern so einfältig nicht mehr, daß er den ehelosen Stand der Geistlichen *in Concreto* wirklich für

etwas so heiliges und erbauliches halten sollte, wie er ihm wohl zuweilen von der Kanzel *in Abstracto* vorgespiegelt wird. Die Laien wissen, über diesen Punkt zu viel von den kleinen Geheimnissen der Geistlichkeit, und denken auch überhaupt größten Theils schon zu vernünftig, als daß eine Bulle des heiligen Vaters, worin die Vortheile der Priesterehe angepriesen würden, nicht hinlänglich seyn sollte, alle etwa noch übrigen großmütterlichen Skrupel (*veteres avias*, wie sie Juvenal nennt) aus dem Grunde auszureuten.

Wald er. Alles dieß kommt Ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was Sie von Kindheit an gehört und gesehen haben, übereinstimmt, viel leichter vor als es in der Ausführung seyn würde. Wenn auch alle andere Hindernisse gehoben wären, so würde (dieß bin ich gewiß) kein Priester von einiger Delikatesse sich entschließen können, das erste Beyspiel zu geben.

Diethelm. (lächelnd) So müßte es nur von oben herab gegeben wer-

den. Aber, in ganzem Ernst, ich bin gewiß, ein Mann wie Pius der Sechste, dem alle Verrichtungen und Feierlichkeiten des profetischen und hohenprie-sterlichen Amtes so wohl anstehen, würde auch in die Ceremonie seiner öffentlichen Vermählung so viel Würde und etwas so rührendes und auferbauliches zu bringen wissen, daß alles Volk Amen! dazu sagen, und kein einziger von denen, die sein Apostolat anerkennen, länger Anstand nehmen würde, einem so schönen Beyspiele nachzufolgen. Ich bin gewiß, dieß wäre der kürzeste Weg, alle Hindernisse, die der Sache noch entgegen stehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müssen sie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie eine wahre Harmonie zwischen Kirche und Staat hergestellt, die Klerisey nie in ihre gehörigen Schranken und in das bürgerliche Verhältniß gesetzt werden, worin sie stehen muß, wenn sie nicht ewig ein Staat im Staate bleiben, und durch tausend Kollisionen, die alle Augenblicke wieder kommen, dem Wohlstande des Ganzen immer im Lichte stehen soll.

Wald er. Ich besorge in der That, daß es endlich, wie Sie sagen, dazukommen wird.

Diethelm. Wie? Sie besorgen es?

Wald er. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, daß die Vortheile, die dem gemeinen Wesen durch die Priesterehe, oder (welches eben so viel ist) durch Herabwürdigung des geistlichen Standes in den bürgerlichen zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehelosen Stande der Priester entstehen, und durch den Vorschlag, der jetzt einigen wohlmeinenden Leuten so sehr am Herzen liegt, verloren gehen würden.

Diethelm. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen die alten Gründe zu wiederholen, die für die Aufhebung des Verbots der Priesterehe seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften wieder aufgewärmt worden sind? Mir scheinen sie von der entscheidendsten Stärke zu seyn.

Wald er. Das sind sie auch unstreit-

tig, aus dem Gesichtspunkte, woraus Sie, mein Freund, mit allen, die — seit dem unschuldigen alten Ketzer Vigilanzius bis auf diesen Tag — ihre Stimme gegen den Cölibat der Geistlichen erhoben haben, die Sache ansehen. Ich gestehe Ihnen auch gern, daß der Eifer, womit die Bischöfe von Rom vom vierten Jahrhundert an auf diesen Punkt der Kirchendisziplin gedrungen haben, hinlänglich seyn könnte die Absicht desselben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürsten in unsern Zeiten Macht und Mittel genug haben, die Klerisey ihrer Staaten, ehelos oder verehliget, in gebührendem Respekt zu erhalten: so dünkt mich, die alte Geheimabsicht des Römischen Hofes komme gar nicht mehr in Betrachtung; und wenn ich die Aufhebung des Cölibats unsrer Geistlichkeit mehr befürchte als wünsche, so habe ich dazu Gründe, die auf einer ganz andern Seite liegen.

Diethelm. Sie erregen meine Aufmerksamkeit.

Wald er. Ich setze als einen ausge-

machten Grundsatz voraus , daß gute Sitten , und eine Religion welche die Sitten unterstützt und vor der Verderbnis möglichst verwahren hilft, die wesentlichste Angelegenheit eines Sklaven sind. Es braucht nur einen aufmerksamen Blick auf den Zustand der heutigen Welt, um zu sehen wie wichtig der Dienst ist, den die christliche Religion dem Staat von dieser Seite leistet. Wo wäre, ohne sie, das Gegengewicht gegen die Einflüsse der übermüthigen und unbesonnenen Modephilosophie unsrer Zeiten, die, in der wohlgemeinten Absicht uns aufzuklären und von Vorurtheilen zu befreyen, alle Bande der menschlichen Gesellschaft in ihre zartesten Faden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureißen? Je weniger das ist, was unsre angebliche Aufklärung uns von der Religion unsrer Väter übrig gelassen hat; je gemeiner es unter den Großen, unter den Gelehrten, und überhaupt unter den angesehensten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch bloß als ein politisch-moralisches Märchen gelten zu lassen, und je mehr sie durch diese Art zu den-

ken täglich von ihrem Ansehen und nützlichen Einfluß verliert: — um so nöthiger scheint es mir, daß man bey Abstellung und Verbesserung offener Mißbräuche (wie zum Beyspiel das Mönschswesen ist) sich hüte, auch an solche Theile der kirchlichen Disciplin Hand zu legen, die, in unsern Zeiten wenigstens, vielleicht noch das kräftigste Mittel sind, die Religion bey demjenigen Ansehen und Einflusse zu erhalten, dessen Erhaltung oder Verlust keinem Wohlgesinnten gleichgültig seyn darf. So wie in unsern Tagen Mißbrauch seyn kann, was vor einigen Jahrhunderten ein guter Brauch war: so ist auch sehr möglich, daß jetzt, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas ein guter Brauch ist, was vormahls unter ganz andern Umständen Mißbrauch war. Ehemahls hatte die Klerisey zu viel Ansehen und Einfluß; jetzt hat sie zu wenig. Immerhinschaffe man alle unnütze Kleriker ab. — Aber man lasse den unentbehrlichen, denen, welchen die Seelsorge anvertraut ist, das Ansehen, ohne welches sie ihr Amt nicht mit Nutzen verwalten können. Diese Seelsorge — (ich nehme das Wort,

wie billig, in seiner unverfälschten Bedeutung) macht den großen Unterschied zwischen ächten christlichen Pfarrherren und den *Sacrificulis*, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lama's, Fufu's und Kakafu's unsrer und aller Religion in der Welt. Ein Pfarrer ist, als Seelsorger seiner Gemeinde, eine Art von moralischem Vormund und Aufseher; dieß ist es was ihn zu ihrem Hirten, sie zu seiner Herde, ihn zu ihrem geistlichen Vater, sie zu seinen geistlichen Kindern macht. Aber, wie soll er, ohne das Ansehen und die Macht eines Aufsehers, Hirten und Vaters, den Pflichten dieser ihm aufgetragenen Ämter genug thun können? Und wie kann er dieses Ansehen behaupten, ohne die möglichste Unabhängigkeit von denen, die unter seiner moralischen Aufsicht stehen?

Diethelm. Unabhängigkeit?

Wald er. Sie erschrecken ja vor dem Wort Unabhängigkeit wie vor einem Popanz? — Bey euch Protestanten mag es freylich zu einem politischen Grundsatze geworden seyn, die Geistlichen so tief niederzudrücken als möglich. Aber mich

däucht, eine kleine Aufmerksamkeit auf das was Religion und Sitten bey euch dadurch gewonnen haben, sollte uns Katholiken in Adoptierung eurer Grundsätze über diesen Punkt ein wenig behutsam machen.—Doch, auf diesem Wege würden wir zu weit von dem unsrigen kommen.— Wir haben uns bisher noch immer verstanden, lieber Diethelm, das Wort Unabhängigkeit soll uns nicht entzweyen! Meine Meinung ist, wie Sie wissen, nichts weniger, als der Klerisey politische Unabhängigkeit und Exemption von der höchsten Gewalt im Staate, welcher jedermann unterthan seyn soll, zuzugestehen. Ich will nicht, daß die Geistlichen Eingriffe in das obrigkeitliche Amt sollen thun können, noch daß die Heiligkeit des ihrigen sie vor dem Schwerte der Gerechtigkeit schütze, wenn sie es durch Verbrechen schänden. Ich räume ihnen keine Gewalt über Vermögen, Ehre und Leben der geistlichen Schafe, deren Hirten sie sind, ein; keine Bannkeile, womit sie sogar Könige von ihren Thronen herunter donnern könnten;—kurz, ich verwandle die Nachfolger der Profeten und Apostel in keine

Druiden, wie unsre rohen neu bekehrten Väter vor dreyzehn hundert Jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingestehet, wie bey uns wenigstens geschieht — daß sie die Nachfolger und Stellvertreter der Profeten und Apostel sind: so müssen sie auch das Ansehen, die Würde und die Art von Unabhängigkeit haben, ohne welche sie das nicht seyn können was sie vorstellen sollen. Sie müssen von dem Volke nicht als seines gleichen, sondern als Diener und Gesandte desjenigen angesehen werden können, der auch die Könige der Erde richtet. Ihr Mund muß frey seyn, die Laster des Volks und der Großen zu strafen. Keine Rücksichten auf persönliche und ökonomische Nachtheile, die ihnen daraus entstehen könnten, müssen ihre Zunge binden, und die öffentlichen Vertreter der Wahrheit und Tugend nöthigen, das Interesse desselben zu verrathen oder doch nurlässig und furchtsam zu betreiben. Und, was eben so wesentlich ist, sie müssen in solchen Umständen seyn, daß sie die erhabne Sittenlehre des Evangeliums, die Geringsachtung der vergänglichen Befriedigungen dieses Lebens gegen die ewi-

gen Güter des zukünftigen, den himmlischen Sinn, die allgemeine Liebe und Wohlthätigkeit, die Aufopferung ihrer selbst für ihre Gemeine u. s. w. noch stärker durch ihr Beyspiel und Leben als durch Lehren und Deklamationen predigen können. Aber wie soll alles dieß möglich seyn, wenn wir sie, bey ihrem ohnehin so mäßigen und meistens kärglich zugemessenen Einkommen, noch mit der Sorge für Weib und Kinder beladen? sie dadurch in allerley ihrem erhabenen Beruf hinderliche Geschäfte und Zerstreuungen verwickeln? sie durch alles dieß mit dem geringsten ihrer Untergebenen in einerley Kategorie stellen, und nicht nur von den weltlichen Herren und ihren Dienern, sondern von dem gemeinen Manne selbst in tausend Rücksichten abhängig machen? Wie soll derjenige Gastfreyheit und Wohlthätigkeit ausüben, und immer alles, was er seinem nothdürftigen Bedürfnis entziehen kann, mit den Armen und Nothleidenden zu theilen bereit seyn können, der öfters (wie es bey euch Protestanten ganz gewöhnlich seyn soll) mit der angestrengtesten Nebenarbeit kaum noch so viel zu seinem arm-

seligen Tagelöhnergehalt verdienen kann, als er braucht, um seinen Kindern Brot und nothdürftige Kleidung zu schafen? Wie soll d e r die Geschäfte des Reichs Gottes mit Würde treiben, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem gehörigen Eifer führen, und die Sünden des Volks mit freymüthigem Ernst und Nachdruck strafen können, oder zu einem D a v i d sagen dürfen: „du bist der M a n n des T o d e s!“ — der dem Volke wegen seiner Dürftigkeit verächtlich ist, und dem eine Lage, worin er jedermann schonen muß, allen Muth benimmt. als einer d e r G e w a l t h a t zu sprechen? — Sehen Sie, lieber D i e t h e l m, von d i e s e r S e i t e betrachte ich den seit einiger Zeit diesseits und jenseits der Alpen so eifrig in Bewegung gebrachten Vorschlag, unsrer Geistlichkeit den Ehestand zu erlauben. In meinen Augen würde dieß einer der tödtlichsten Stöße seyn, den unsre Modefilosofie dem nöthigen Ansehen der Klerisey, und dadurch mittelbarer Weise der Religion selbst beybringen könnte. Und, wie sehr auch die Gebieter über unser irdisches Schicksal die B e v ö l k e r u n g (aus Ursachen, über die ich mir leider! keine

Illusion machen kann) auf alle mögliche Weise zu begünstigen geneigt seyn mögen: so däucht mir doch der Vortheil, der dem Staat dadurch zugehen könnte, wenn auch unsre Geistlichkeit zum Bevolkern angehalten würde, nur eine sehr schlechte Entschädigung für die nachtheiligen Folgen zu seyn, die ich aus dieser staatswirthschaftlichen Spekulation haufenweise und in einer unendlichen Progression hervor wimmeln sehe.

Diethelm. Ich müßte grofse Lust haben den Sofisten zu spielen, wenn ich läugnen wollte, daß in Ihrer Vorstellungsart über diesen Punkt etwas wahres ist. Aber entscheidend kann ich Ihre Einwendung darum noch nicht finden. Alles was daraus folgt, ist: Daß die Sache mehr als Eine Seite hat; daß sich unter den gegenwärtigen Umständen ebenso wichtige Gründe für als wider den Cölibat der Geistlichen hervor thun; und daß es also um so nöthiger wäre, auf ein Auskunftsmittel zu denken, wodurch den beiderseitigen Unfüglichkeiten geholfen werden könnte, ohne daß man genöthigt wäre, die Geistlichen an ein für die mei-

sten so drückendes, und für die Gemeinen, denen ihr Beyspiel vorleuchten soll, so wenig erbauliches Enthaltungsgelübde anzufesseln.

Walder. Und dießs Auskunftsmittel?

Diethelm Ist schon gefunden! Es liegt vor uns. Wie ists möglich, daß Sie es übersehen können? Die Kloostergüter, lieber Walder, die Kloostergüter reichen zu allem zu. Sie haben doch nicht schon wieder vergessen, daß wir alle Mönchsorden aufgehoben und alle ihre Güter und Kirchenschätze eingezogen haben? Der dritte Theil davon ist (wie ich gewiß glaube) mehr als hinlänglich, um allen Pfarrherrn in jedem katholischen Lande ein so reichliches Einkommen zu stiften, daß sie, so gut als irgend ein Rektor in der Englischen Kirche, mit ihren Familien standesmäßig davon leben, ihre Kinder gebührlich erziehen und versorgen, und dennoch immer so viel übrig haben können, um die Pflichten der Gastfreyheit und Menschenliebe auf eine sehr edle Art auszuüben.

Walder. Nun, daran hab' ich freylich nicht gedacht — und es lag mir doch, wie Sie sagen, vor der Nase! Das muß man Ihnen lassen, Diethelm, Sie haben eine glückliche Imaginazion! Ehe man sichs versieht, ist sie mit Ihnen — im Severambenlande. Aber, im Ernste, sollten Sie wohl eine so gutherzige Seele seyn, zu glauben, daß auf diesem unsern armen Planeten, wo von allen politischen und patriotischen Träumen der Menschenfreunde und Kosmopoliten (seit dem Babylonischen Thurmbau bis auf diesen Tag) nicht ein einziger jemahls zur Wirklichkeit reif geworden ist, so viel Weisheit und Tugend wäre, daß ein solches Projekt wie das Ihrige zu Stande kommen könnte?

Diethelm. Ich besorge beynahe selbst, daß ich immer zu gut von den Menschen denke.

Walder. Nicht zu gut — denn man kann nicht zu gut von den Menschen denken; nur zuweilen nicht schlecht genug; denn man kann auch nicht schlecht genug von ihnen denken. Suchen Sie bey

den Bewohnern unsers Erdballs alles was Sie wollen, nur keine reine Absichten, nur keine Konsequenz im Kopfe, und kein Ausharren bey mahren und Guten, weil es wahr und gut ist!—Mir ist kein einziges Beyspiel bekannt, daß Menschen jemahls ein gutes Werk unternommen hätten, ohne etwas daran unvollendet zu lassen oder irgend einen häßlichen Schwanz dran zu flicken, und gerade durch das, was sie unvollendet ließen oder dran flickten, alles übrige, was sie gut gemacht hatten, wieder zu verderben. Wissen Sie eines, Diethelm, so bitte ich Sie, bereichern Sie mich durch die Mittheilung einer so seltnen Seltenheit.

Diethelm. Ich will mich besinnen—Aber, ehe wir uns trennen, was halten Sie von dem Projekt, die protestantischen Kirchen mit der katholischen wieder zusammen zu schmelzen, woran (dem Vernehmen nach) einige Kosmopoliten und Menschenfreunde von neuem so eifrig arbeiten sollen?

W a l d e r. Und was halten Sie von der neuen Menschen-Generazion, die jetzt nach dem schönen Projekt der Frau Gräfin von Genlis gezeugt, geboren und erzogen werden wird? und von den herrlichen Wundern, die durch diese Menschen, wie noch keine gewesen sind, im neunzehnten Jahrhundert werden zu Tage gefördert werden?

D i e t h e l m. Und Sie, W a l d e r, was halten Sie von einer Toleranz, vermöge deren (wie neulich gewisse Zeitungen versicherten) der Ü b e r g a n g von der herrschenden Religion zur geduldeten als ein V e r b r e c h e n gestraft werden soll?

W a l d e r. Und von der grossen Reformation, die in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch zu Stande kommen soll?

D i e t h e l m. Und von den gewaltigen Weltbegebenheiten, welche die den dritten November dieses Jahres bevorstehende grosse Zusammenkunft des Jupiters mit seinem Vater Saturnus nach sich ziehen wird?

W a l d e r. Wissen Sie was, Diethelm?
 — Wenn man, wie wir, nicht jung genug
 ist, um alles was gleißt gleich für Gold zu
 halten, und nicht alt genug, um der all-
 gemeinen Farce, die um uns her gespielt
 wird, gleichgültig zuzusehen — so fühlt
 man zuweilen, wie dem ehrlichen Ju-
 v e n a l zu Muthe seyn mochte, da es ihm
 so schwer vorkam keine Satire zu schrei-
 ben. Aber bey dem allen ist für Leu-
 te, die gern in heiler Haut schlaf-
 en, doch nur Ein guter Rath.

D i e t h e l m. Und der ist?

W a l d e r. Der, den M e r r y A n d r e w
 bey m P r i o r seinem Meister giebt:

*Mind neither good nor bad, nor right
 nor wrong,
 But eat your pudding, Slave, and
 hold your tongue!*

Sorg nicht um recht noch unrecht, gut
 noch faul,
 Friss deinen Pudding, Sklav, und halt
 dein Maul!

PATRIOTISCHER BEYTRAG

z u

DEUTSCHLANDS HÖCHSTEM
FLOR;

veranstaltet

durch einen unter diesem Titel im J. 1780
im Druck erschienenen Vorschlag eines
Ungenannten.

Dulce est pro patria — desipere.

PAULUS APOSTOLUS

et

ROMANORUM

EPISTOLA

ad ROMANOS

capitulum I. Versus 1. ad 17.

in nomine Domini Amen.

Paulus apostolus

servus servorum Dei

So haben wir sie denn endlich erlebt,
diese von Barden und Alraunen ge-
weissagte, aber selbst von Barden und
Alraunen nicht so nahe geglaubte Zeit!
Nicht erst unsre Enkel oder Urenkel,
nein, wir selbst werden sie sehen! Es nä-
hert sich, Deutschlands goldnes
Alter—ja, was sag' ich? Es ist schon da!

*Magnus ab integro Seclorum nascitur
ordo,*

*Jam redit et Virgo, redeunt Satur-
nia regna!*

Deutschland in seinem höch-
sten Flor! In einem Flor, worin noch
kein Land, kein Volk der Erde gestan-
den, seitdem es Völker auf Erden giebt!
In einem Flor, der Germanien zur Kö-
nigin der Länder, die zukünftige Deut-
sche Akademie zur Königin aller Aka-
demien, und das neue Reichs-Kam-

mergerichts-Archiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldne, mehr als goldne Zeit!

Eilet, sagten die Parzen zu ihren Spindeln, die schönen

Tage zu spinnen!

Und dreymahl glücklich wir, daß wir sie erlebt haben! Und o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, dessen letztes Fünftel ausersehen ist, seine zahlreichen Wunder mit dieser unsre verwegenen Wünsche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer steigender Nationalglückseligkeit zu krönen!

Sage mir niemand: „Es ist ja nur ein V o r s c h l a g“! — Was Vorschlag! Alles ist so gut als ob es schon wäre. Das neue Reichs-Kammergerichts-Archiv steht schon in Altgothischer Majestät vor meinen Augen da! Schon seh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der Deutschen Akademie pragmatischer Wissenschaften ihre jährlichen Pensionen von zehn tausend Gulden einstreichen! Schon haben die Deutschen

Fürsten und Herren (die Reichsstädte hof-
fentlich mit eingeschlossen) von dem ihnen
so edelmüthig zu zwey und ein halb pro Cent
vorgestreckten Kapital von zwey und
siebzig Millionen Gulden ihre
Schulden bezahlt! Kurz, was in sechs oder
zehn oder zwölf Jahren unfehlbar
seyn wird, ist so viel als ob es jetzt
schon wäre. Deutschland in seinem höch-
sten Flor wenn es nur will! Da haben
wir mit klaren Worten! Deutschland darf
nur wollen. Denn der Mann mit der
wundervollen Nasenwurzel¹⁾ sagte
ja: Man kann alles was man will;
und alles Volk sprach Amen! und seitdem
sagen und glauben Leute mit allerley Na-
senwurzeln, daß man nur wollen dürfe!

Und, wer wollte nicht wollen? Was
ist leichter und mehr in eines jeden Ge-
walt als wollen? Oder, falls es auch
eines Beweggrundes bedürfte, was für ein
stärkerer Antrieb zum Wollen, als alles
können so bald man will? Unsre
schwachmüthigen, einfältigen Vorfahren,

¹⁾ Lavat. Fysionom. Fragmente, III. Band.
S. 161.

die hatten freylich von einer solchen Exaltation der menschlichen Kräfte keine Ahnung! Die würden sich eingebildet haben, daß dieser Vorschlag zu den süßen patriotischen Träumen gehöre, deren man sich in guter Laune auf einen Tag bey Dutzenden und Schocken träumen lassen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die weiter nichts einzuwenden ist, als daß sie—in dieser armen Alltagswelt — moralisch politisch und ökonomisch unmöglich sind. Aber, seitdem uns die grofse Wahrheit geoffenbart ist, daß man alles kann was man will; seitdem kann von einer so schwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr seyn. Deutschland in seinem höchsten Flor wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländischer Deutscher Mann! Deutschland will. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten Flor seines Vaterlandes wollen? O ganz gewifs es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich sehe sie schon! Sie sind da! Deutschland will! die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerey, womit dieser eben so unverhoffte als glücklich er-

sonnene Vorschlag aufgenommen wurde, ist uns Bürge dafür. Kaiser und Reich, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die so offenkundigen, so einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, so bald das Ratifikationsgeschäft des Teschner Friedens und die Westfälische Grafensache beendet sind, nichts dringenders haben werden als zu wollen, „daß Deutschland die höchste Stufe seines Glücks und Ansehens erreiche“.

Man bedenke, nur mit einem Fond von hundert Millionen Gulden Rheinisch! Welch ein geringer Aufwand, Welch ein kleines, leichtes, in unserer aller Taschen (so wenig auch darin seyn mag) liegendes Mittel zu einem so großen Zwecke! Was sind hundert Millionen Gulden? Was sind sie für ein so reiches Land wie Deutschland? Für ein Land, dessen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens tausend Millionen jährlicher Einkünfte

haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beyspiel tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wollen, um die sämtlichen Deutschen Reichslande in die allerbühendsten Umstände zu setzen? Hat der edle Erfinder des Vorschlags also nicht vollkommen Recht zu sagen, daß Deutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend dieß alles ist, so ist doch nicht zu bergen, daß sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zusammengebracht werden soll, in der Ausführung mehr Schwierigkeit finden dürfte, als sich der patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt, (spricht er) im Durchschnitte, von jedem Morgen Land fünf, sechs oder zehen Kreuzer; so geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutschland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden“. — Das ist freylich leicht zu sagen; und eben so leicht ist in der Vorstellung, „die Deutschen Zins- und Zehntherren, die Ju-

den, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser, und die gesammte Dienerschaft der Deutschen Staaten, binnen zwölf, zehen, oder sechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen".—Aber Sie glauben nicht, werthester Herr, was diese Auflage *in Concreto* in den zehn Reichskreisen, rücksichtlich auf die (wie Sie wissen) so sehr verschiedene fysisch-ökonomische und die noch ungleich verschiedenere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwickelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzähligen Deutschen Staaten, in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde!

Ich habe daher, aus patriotischem Triebe das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Werkes beyzutragen, auf einen kürzern, einfachern, und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zusammengebracht

werden könnten, und mein unmaßgeblicher Vorschlag ist folgender.

Man rechnet bekannter Massen die Anzahl der sämtlichen Bewohner des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation auf vier und zwanzig Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daß bey einer genauen Zählung des Volkes wohl sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Übereilung beschuldigt zu werden, bey der runden Zahl der besagten vier und zwanzig Millionen lassen.

Diese vier und zwanzig Millionen Menschen *vel quasi* würden, wenn Deutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen zwanzig Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem Ort auf die bequemste Weise erhoben, und der ganze Betrag *quartaliter* von den höchsten und hohen Ständen an

die allgemeine Reichs-Flor-Kasse
frachtfrey abgeliefert würde.

Die vier und zwanzig Millionen Pfennige, welche solcher Gestalt wöchentlich erhoben werden, machen sechs Millionen Kreuzer, und diese sechs Millionen Kreuzer geben just die runde Summe von hundert tausend Gulden Rheinisch. Diese Kopfsteuer würde also in einem Jahre genau fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projekts verlangten hundert Millionen, mit einem Überschufs von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im folgenden erklären werde.

Einem jedem muß sogleich in die Augen leuchten, daß die jährlichen fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das Publikum weniger belästigende Weise erhoben werden können, als durch die vorgeschlagene wöchentliche Pfennigsteuer. Einzeln lebende Personen zahlen für sich selbst; jeder Hausherr oder Hausvater für

sich und seine sämmtlichen Hausgenossen. Ich gestehe, daß dieß bey den Personen von den obersten Klassen jährlich eine Abgabe von sechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein, wer ein großes Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin versichert, daß in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchsten Flor des lieben Deutschen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beytrag von etlichen Pfennigen mit tausend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit sechzehn Pfennigen und also jährlich mit drey Gulden acht und swanzig Kreuzern betreffen: er erklärt sich aber hiermit bereit, nicht nur diese drey Gulden acht und zwanzig Kreuzer, sondern selbst das Triplum und Quintuplum, wenns nöthig seyn sollte, willigst beyzutragen, wenn dadurch auch nur der höchste Flor von Neuholland, Neuseeland, Feuerland, oder Kalifornien bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts geringers als

den höchsten Flor von Deutschland zu thun ist. Und welcher Deutsche Patriot sollte nicht eben so denken, und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche fasten und ohne Frühstück bleiben, als sich seinem Beytrage zu einem glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen betrifft, die so arm sind, daß sie auch nicht einmahl einen Pfennig wöchentlich entbehren können, so versteht sich von selbst, daß ihnen (übrigens dem Bettelmandate jedes Ortes in allewege unbeschadet) erlaubt seyn müsse, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln: da denn mit nichts zu zweifeln ist, daß sich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das Vergnügen noch streitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein so geringes Almosen in den Stand zu setzen, zu Deutschlands höchstem Flor *Praestanda* zu prästieren.

Wenn nun, nach diesem meinem Vorschlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits

fünf Millionen und zweymahl hundert tausend Gulden erhoben seyn werden: so kann sogleich im Jahre 1782 mit Erbauung der vorgeschlagenen Reichs-Kammergerichts-Kanzley- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straßburg und Aschaffenburg zerstreuten Kammergerichts-Akten herbey geschafft, das Deutsche Richter- und Advokaten-Seminarium, wie auch die zwey grossen Filanthropine in jedem der zehn Reichskreise erbaut, das Kammergericht friedensschlußmäßig besetzt, und das sehr respektable besondere Exekutionsregiment zum Gebrauch desselben aufgerichtet werden,

Da alles dieß, mit Einschluss der zu Bezahlung der filanthropinischen Lehrer und Versorger armer Filanthropinisten jährlich erforderlichen zwey hundert tausend Gulden, nach dem Anschlage des Herrn V. erst vier Millionen wegnehmen wird: so könnte unmaßgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das

beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude, und das Laboratorium für die Deutsche Akademie erkaufte, erbaut, und mit den nöthigen Geräthschaften versehen werden. Mit den noch übrigen zweymahl hundert tausend Gulden müßten sich die Bedienten und Kommissarien zur Ausführung und Besorgung dieser wichtigen Geschäfte, der Kasse und Rechnungen, anstatt der ihnen ausgeworfenen zweymahl hundert und funfzig tausend einstweilen begnügen lassen; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihnen der Abgang von dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn V. S. 6. N. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen Römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bey diesem Artikel einwenden könnten, „daß es nöthiger seyn dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumahl in gewissen bekann-

ten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen",
—gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwey Arbeits- und Manufakturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Armenhäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Überschufs, nebst dem Ertrag der Jahre 85 und 86, auf die Urbarmachung und respektive Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Distrikte verwandt würde: so würde man im Jahre 1787 bereits mit allen fertig seyn, wozu der Herr V. die ersten acht und zwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an die höchsten und neuen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein Deutsch-patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehrenvollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abflufs

dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Engländer uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde neigen werden: so verjüngt sich meine Seele in mir, und ich fange an vor Freuden zu springen und zu jubeln, und kann mich nicht enthalten, Deutschland hiermit stehendes Fusses um Erlaubniß zu bitten, daß ich dem Urheber unsrer Glückseligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieses weisen und in seiner Art einzigen Vorschlags, von den ersten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Pension von 25000, sage fünf und zwanzig tausend Gulden Rheinisch, für ihn und seine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, schöpfe und auswerfe; zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nation für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewußtseyn des verdienstvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutschland noch überdieß wollen, daß ihm, etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts-Kanzley- und Archivgebäudes, dessen Stifter er ist, oder im Vorhofe der Deutschen Akademie, eine metallene kolossalische Bildsäule errichtet würde: so würde ich einer solchen Auswirkung des vaterländischen Enthusiasmus nicht anders als meinen wärmsten Beyfall zujauchzen können. Auch ist nicht zu zweifeln, daß der Burgundische Kreis, dem der Herr V. (über alles billige Verhoffen) eben so gut wie dem Schwäbischen und Westfälischen, zwey Filanthropine, zwey Armenhäuser, zwey Arbeits- und Manufakturhäuser, zwölf tausend Gulden für Urbarmachung und Grundverbesserung, und fünf mahl hundert tausend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes, angewiesen hat, ihm für diese großmüthige Gleichstellung eine besondere verhältnißmäßige Erkenntlichkeit zufließen lassen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeschlagene Pfennigsteuer in zwanzig Jahren abwirft, macht (wie schon gesagt) ein

hundert und vier Millionen, und also vierbare Millionen mehr als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beyzurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche, und also ein und siebzig tausend vier hundert acht und zwanzig Gulden drey Kreuzer, und ich weiß nicht wie viele Häller, eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Überschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der Hand nur zwey Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfasser des Projekts S. 6. seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, außer dem oben bemeldeten besondern Exekutionsregiment zum Gebrauch des höchstpreislichen Kammergerichts, noch ein besonderes Exekutionsregiment zu allfallsiger Beytreibung der jährlichen Interessen, welche die Deutschen Fürsten und Herren von den ihnen zu zwey und ein halb

pro Cent vorgestreckten Kapitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten—wozu ich umfaßgeblich die Jährlichen Interessen von drey Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweytens möchten wohl die noch übrigen eine Million ein und siebenzig tausend vier hundert acht und zwanzig Gulden drey Kreuzer schwerlich besser und gemeinerspriesslicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotierung eines allen zehn Reichskreisengemeinschaftlichen Hospitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäßiger Weisheit, Deutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäfs versorgt würden.

Sollte dieser mein Bey- und Nachtrag zu Beförderung des grossen Werkes, dessen Ausführung gewifs jeder wakre Deutsche Landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beytragen können, wer würde glücklicher seyn als ich? —

Ich muß indessen unter der Hand gestehen, daß ich selbst deßfalls in gewissen Augenblicken etwas schwachgläubiger bin als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht los machen kann, Deutschland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige Gedanken machen? Daß der Vorschlag Deutschlands höchsten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel seyn. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt' es also liegen? Ist denn Deutschland nicht eine moralische Person? Kann denn Deutschland, als eine solche, nicht wollen was zu seinem Besten dient? Und da dieser große moralische Koloss acht und vierzig Millionen Arme hat, (freylich sind auch einige Millionen Ärmchen darunter!) warum sollte er nicht alles können, was er will? — Also, was ein ächter blauäugiger und goldhaariger Deutscher ist ²⁾, ziehe seinen Seckel,

2) *Caerulei Germanis oculi, rutilae comae. Tacitus.*

und die Spötter sollen bald zu Schanden werden!

Doch nein! — in diesem Lucianischen Tone will und darf ich über einen Gegenstand wie dieser nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, Allgemeines Bestes, bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bey einzelnen Personen die Ausbrüche ihrer Vaterlandsliebe seyn mögen, so verdient doch die Quelle und die Absicht derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnsinn an den Respekt, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige Menschen tragen, Anspruch machen kann, so ist es gewiß der patriotische. Also noch ein paar Worte in vollem Ernste.

Ein jedes Project, dessen Ausführung voraussetzt, daß zwanzig, oder zehn, oder fünf Millionen, oder auch nur Eine Million Menschen, uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Besten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beför-

derung des höchst möglichen Glückes ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt, seyn sollte — oder, mit andern Worten, jedes Projekt, welches auch nur bey Einer Million Menschen eine Sinnes- und Denkensart voraussetzt, die man kaum bey Einem von hundert findet, — ist ein unmögliches Projekt. Aber seine moralische Unmöglichkeit steigt auf den höchsten Grad, wenn es voraussetzt, daß fünf Millionen Köpfe, oder auch nur fünfmahl hundert tausend, ja nur funfzig tausend denkende Köpfe unter Einen Hut gebracht, und in eine zusammen stimmende Wirksamkeit zu Ausführung eines weitläuftigen, verwickelten, in einen unübersehbaren Detail eingehenden, und von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringten Plans, gesetzt werden müßten.

Kein Mensch in der Welt kann alles was er will, es sey denn, daß er weise genug ist, nichts zu wollen als was er kann. Eine ganze große Nation kann freylich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen, oder in dem Mittel, ihr den Willen

zumachen.—Gebt mir wo ich stehen könne, so willich die Erde von ihrer Stelle rücken, sagte Archimedes, ohne Furcht nicht Wort halten zu können. Aber diejenigen, denen er dieß zumuthete, konnten eben so wohl den Mond mit den Zähnen fassen oder auf einem Sonnenstrahle nach dem Ringe des Saturns reiten, als ihm geben wo er stehen könne um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daß einige tausend, ja nur einige hundert Privatpersonen sehr viel Gutes thun können wenn sie wollen; und daß, sobald es bloß um Wohlthätigkeit gegen die Armen oder um die Errichtung eines Museums, um ein herrliches musikalisches Fest oder nur um das Steigen eines großen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche Summen ohne große Schwierigkeit zusammen gebracht werden. Aber versuche es einmahl ein patriotischer Projektmacher zu Paris, durch freywillige Beyträge zwey hundert Millionen Livres zu Anlegung großer Philanthropine und Arbeitshäuser, Urbarmachung wüster Plätze, und Vermehrung des

Viehstandes in jeder Französischen Hauptprovinz zusammen zu bringen; und man wird sehen, ob er mit seinem Antrage mehr Eingang finden wird, als unser wohlmeinender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwohl wäre der Unterschied zwischen beiden Nationen ganz zum Vortheil des Französischen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen souveränen Hauptte nur Ein Volk, nur Einen Nationalkörper aus, dessen Kräfte in einer grossen Nationalhauptstadt, wie in dem Herzen des Ganzen, konzentriert sind: Deutschland hingegen ist ein vielköpfiges Aggregat von einer grossen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürsten und Ständen unter einem durch Gesetze und Kapitulationen beschränkten Wahlkönige; durch eine Staatsverfassung verbunden, die niemals ihres gleichen gehabt hat: — durch nichts als diese Staatsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene Schriftsprache verbunden; sonst durch alles andere, Religion, Regierung, Staatswirthschaft,

Policy, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade der Kultur u. s. w. zum Theil himmelweit verschieden, getrennt und in Kollision gesetzt. Diese unsre Staatsverfassung, vermöge welcher Deutschland in gewissem Sinne, noch eben so wie das alte Germanien, in mehr als zwey hundert besondere, größere, mittelmäßige und kleine, zum Theil sehr mächtige, zum Theil sehr unmächtige Staaten zerstückelt ist, wovon der geringste, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in seinem Bezirke eben so vollkommen auszuüben berechtigt ist als der größte; diese Staatsverfassung ist es, welche jedem Vorschlage, jeder Bestrebung, die auf allgemeines Nationalbestes, allgemeinen Nationalruhm, allgemeine Nationalformen abzweckt, im Wege steht. Diese Staatsverfassung ist es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nationalinteresse zu haben als die bloße Erhaltung derselben; wiewohl nie alle Glieder des Ganzen hiervon überzeugt seyn werden. Sie ist es, wesswegen die Deutschen nie als Ein Volk denken und handeln, nie das

was man in moralischem Sinne National-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichsam für Einen Mann stehen, oder, in so fern wir Einen Staatskörper vorstellen, eine große thätige Rolle in Europa spielen. Um ihrentwillen werden wir niemahls einen gemeinsamen Mittelpunkt, nie einen gemeinschaftlichen Schauplatz für Talente, Künste und Wissenschaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geschmack und Urbanität, nie eine wahre Nazionalschaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptstadt Germaniens haben, von deren Daseyn jenes alles die natürlichen Folgen seyn würden. Um ihrentwillen wird unsre Sprache, unsre Litteratur, unsre Kunst, und unser Ruhm in diesem allen nie das werden, was sie vermöge unsrer Fähigkeiten werden könnten; — und ach! um ihrentwillen werden alle solche Projekte, die Deutschlands möglichsten Flor zum Gegenstande haben, ewig patriotische Träume bleiben, und niemahls, niemahls wird es dahin kommen, daß die Ravensteiner oder Waldecker sich um den Vieh-

stand der Ellwanger, oder die Stände von Mecklenburg um die bestmögliche Erziehung der Bürgerskinder der Reichstadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle diese Nachteile unrer Staatsverfassung werden (anderer minder wichtiger Vorthelle jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschätzbaren Gewinn weit überwogen: dafs, so lange wir sie erhalten, kein grosses policiertes Volk in der Welt einen höhern Grad menschlicher und bürgerlicher Freyheit geniessen, und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer politischer und kirchlicher Unterjochung und Sklaverey sicherer seyn wird als die Deutschen. Zwey einander immer entgegen drückende Kräfte werden das aus so ungleichartigen Theilen bestehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und selbst jede Gefahr diese Verfassung reißen zu sehen, wird sie fester zusammen ziehen. Wir werden, so lange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewissensfreyheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengesangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher Frey-

heit filosofieren, untersuchen, reden, lesen und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche Gewalt über seine Untergebenen heraus nehmen wollte, ausserdem dass die Gesetze Hülfe gegen ihn verschaffen, wird dem Abscheu aller übrigen Theile der Nazion ausgesetzt seyn. Unsre Schriftsteller und Künstler werden weniger belohnt, weniger trüg' oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefesselt, gedrückt und eingezwängt werden; wir werden ihrer eine desto gröfse Anzahl besitzen, und der Wetteifer unter ihnen wird Gewinn für die Nazion seyn. Alle Talente werden sich mit gröfserer Freyheit, Mannigfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abschleifen, aber den Stempel, den die Natur jedem aufgedrückt hat, desto schärfer erhalten. Wir werden keine Deutsche Akademie haben, die sich anmassen über Werke des Genius *ex Cathedra* zu entscheiden; Hofgunst, Grille und Eigensinn der Reichen und Grofsen wird keinen so mächtigen Einfluss und Geschmack, Denkart und Sitten bey uns behaupten können als in einer unbe-

schränkten Monarchie. Selbst die Sprache wird (zu grossem Behuf der Litteratur) an der Nazionalfreyheit Theil nehmen; man wird uns so wenig ein Wörterbuch als ein Glaubensformular aufdringen können; und ein jeder, den eine Parthey, eine Kabale unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten Theile der Nazion einen Beschützer und Rächer finden,

Diefs sind einige der wesentlichsten Vortheile, die wir unsrer gesetzmässigen Konstitution zu danken haben; und wahrlich! sie allein sind schon wichtig genug, und von unsern Vorfahren theuer genug erkaufte worden, um sie über alles hoch zu achten, stolz auf sie zu seyn, und sie als das Palladium der Nazion anzusehen, an dessen Besitz oder Verlust ihre Freyheit, ihre Stärke, ihr Ruhm, ihr des Steigens noch immer fähiger Wohlstand geheftet ist.

Diese Beobachtung führt uns, meines Bedünkens, zu einem zwiefachen Resultat, wovon uns das eine zur Aufmun-

terung, und das andre auf alle Fälle zum Troste dienen kann.

Das erste ist: unserm Patriotismus, besonders dem schriftstellerischen, — der seit geraumer Zeit wie die Taube Noahs herum flattert, und, weil er nirgends Grund finden kann, im Lande der Träume hin und her fährt, Schimären ausbrütet, auf die Erfindungen, Talente und Verdienste einzelner Mitbürger sich viel zu gute thut, oder durch Verachtung fremder Vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach Art des berühmten Fuchses in der Fabel zu helfen sucht, — seine wahre Richtung und sein ächtes Geschäft anzuweisen. Wenn unsre dermahlige gesetzmäßige Konstitution das einzige ist was uns Deutsche zu einer Nation macht, und wenn sie augenscheinlich der Grund unsrer wesentlichsten Vortheile ist: was kann denn also Deutscher Patriotismus anders seyn als Liebe der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens, und aufrichtiges Bestreben, zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben alles beyzutragen, was jeder, nach seinem Stande, Vermögen, und

Verhältnisse zum Ganzen, dazu beyzutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutschen sagen, was der Römische Dichter von den Landleuten sagt: *Felices sua si bona norint!* Glück-lich, wenn der Schlummer der Gewohn-heit uns nicht gleichgültig, blind und un-dankbar gegen die größten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätte; wenn wir ihrer nicht genossen, wie der Gesund-heit, deren hohen Werth man erst fühlt wenn man sie verloren hat!

Sollte dieß letztere aber — wie es denn nicht unmöglich ist — jemahls bey uns oder unsern Nachkommen der Fall seyn: so würden wir, beym Verlust einer Verfas-sung, von welcher so mancherley Nach-theile unzertrennlich sind, uns mit dem trösten können, was wir dabey auf ei-ner andern Seite gewinnen würden. Und da der Mensch glücklicher Weise nun ein-mahl so organisiert ist, daß er sich mit der Zeit in alles finden, und seine Vor-stellungsart und Lebensweise unvermerkt zu seinen Umständen umstimmen kann: so würden wir uns an die Vortheile hal-ten müssen, die uns durch die Verände-

rung der Nazionalverfassung zuwachsen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schicksal gefallen zu lassen, das so manche edle Nasion schon betroffen hat, und, vermöge der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwischen Ursachen und Wirkungen, über lang oder kurz auch das unsrige werden dürfte.

Ende des neun und zwanzigsten Bandes.









Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 29.

Wien 1801

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -76

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261639-7

VD18 15525481-001